DIE

CLAUDIER.

ROMAN

aus der römischen Kaiserzeit

von

Ernst Eckstein.

DRITTER BAND.

Verlag L. C. Zamarski, Wien.

Die Claudier.

Die Claudier.

Roman aus der römischen Kaiserzeit.

Von

Ernst Eckstein.

Dritter Band.

Wien, 1882.

Druck und Verlag von L. C. Zamarski,

k. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Lithographie.

Dritter Band.

Erstes Capitel.

Die Soldaten des Stadtpräfecten, die dem Bataver und seinen Begleitern nachsetzten, hatten kurz vor Ardea die Verfolgung aufgegeben. Langsam ritten sie in das Städtchen ein und schlugen mit ihren Schwertgriffen wider die Thüre des alten Schänkhauses, bis der grämliche Wirth aus dem Cubiculum kroch und sie einließ. Ein Stallbursche zäumte die Pferde ab, während Ciconia, die hagere Gattin des Wirthes, eine Schüssel mit Rauchkäse, einige Brote und einen Henkelkrug rothen Vejenters herschleppte. Besseres war um diese Stunde nicht aufzutreiben.

Während die Kriegsknechte so am steinernen Tisch hockten und die verdorrten Kehlen mit schlechtem Wein feuchteten, schritt der Anführer höchst verstimmt auf und ab und überdachte nochmals die jüngsten Erlebnisse. Er fragte sich, weßhalb die Flüchtlinge gerade den Weg über Ardea eingeschlagen. Die breitere Via Appia war für den ortsunkundigen Fremdling doch ungleich bequemer und sicherer. Auf der Ardeatinischen Straße mit ihren mannigfachen Unregelmäßigkeiten befanden sich dagegen die mit

der Oertlichkeit vertrauten Verfolger im Vortheil. Je mehr er darüber nachsann, um so entschiedener drängte sich ihm der Gedanke auf: Antium sei das längst erwogene Ziel dieser Flucht. Dann aber mußten die Verfolgten die Absicht haben, von Antium aus eine der benachbarten Inseln, vielleicht gar Sardinien oder Corsica, zu erreichen. Für diesen Fall nun konnte es nicht schwer halten, die Person des Schiffers in Erfahrung zu bringen, der sie übersetzte. So war denn also im Grunde noch nichts verloren . .

Der Mann leerte den Becher auf einen Zug und wandte sich voll Ungestüm an die Wirthin:

»Hast Du ein Pferd, Ciconia?«

»Nein, Herr. Was soll's damit?«

»Ich muß unverzüglich nach Antium. Unsere Thiere sind abgehetzt bis zum Umfallen.«

Ciconia besann sich.

»Nun,« sprach sie, »ein Gaul steht freilich im Stalle, seit Mittag schon. Er gehört einem Krämer aus Metapontum. Aber ich weiß nicht, ob er's erlauben wird.«

»Er muß! Oder besser: er braucht's gar nicht zu wissen. In wenigen Stunden bin ich zurück. Ich lass' Dir unsere sämmtlichen Thiere zum Pfand und bezahl' Dir dein saures Gesöff da, als wär's Falerner. Mach' keine Umstände!«

Nach fünf Minuten stand das Pferd des metapontischen Krämers gesattelt und gezäumt vor dem Vestibulum. Es war ein kleines, gedrungenes, aber kräftiges Thier. Der

Kriegsmann saß auf, befahl seinen Leuten, bis zu seiner Rückkunft zu warten, und sprengte von dannen.

Kurz vor Antium kamen ihm zwei ledige Pferde entgegen. Das eine erkannte er als den Hengst seines gefallenen Kameraden. Jetzt litt es ja keinen Zweifel mehr: die Flüchtlinge entwichen zur See. Mit verdoppelter Eile legte er die wenigen hundert Schritte zurück, die ihn noch von dem Hafen trennten.

Hier war Nichts zu seh'n noch zu hören. Aufmerksam spähend ritt er die Bucht entlang und wieder zurück. Die Schiffe lagen regungslos an den Molen — dort in der Mitte die Flach- und Lastboote, weiter abwärts die großen Kauffahrteischiffe, und dort links die kaiserliche Trireme, die den Sommer hindurch an der Küste von Cyrenaica und Aegypten gekreuzt hatte. Alles stille, Alles wie ausgestorben. Nur ab und zu strich die Nachtluft raschelnd durch's Takelwerk.

Der Krieger machte einen Augenblick Halt und lugte hinaus in die offene See. Kein Kiel auf der sternbeglänzten Fläche, so weit das Auge reichte. Schon glaubte er, seine Berechnung sei falsch gewesen, und mißmuthig wollte er eben den Heimweg antreten, als ein unverhofftes Ereigniß ihn noch gerade im letzten Momente zurückhielt. Täuschte ihn der ungewisse Schimmer der Dämmerung? Das große Schiff dort am äußersten Ende des Hafens schien sich langsam in Bewegung zu setzen. Jetzt erklang es von fernher wie Ruderschlag.

Fast in der gleichen Secunde war der Kriegsmann aus dem Sattel gesprungen. Mit nerviger Faust schlug er wider die Thüre des nächsten Hauses.

»Ein Boot!« schrie er dem verblüfften Ostiarius in's Ohr. »Im Namen des Stadtpräfecten! Man rud're mich nach der kaiserlichen Trireme!«

»Du bist irre, o Herr,« gab ihm der Sclave nicht eben höflich zur Antwort. »Wir sind weder Bootsverleiher noch Schiffsknechte. Hier wohnt Eutropius, der Hafenaufseher.«

»Um so besser! Melde mich unverweilt deinem Herrn! Es gilt deinen Kopf, Bursche.«

Die Art dieses Auftretens litt keinen Widerspruch. Auch der Hafenaufseher mochte begreifen, daß es sich hier um Ungewöhnliches handle. Zehn Minuten später saß er an der Seite des Kriegers in einer dreirudrigen Barke. Nach kurzer Fahrt erreichten sie die kaiserliche Trireme, die sie schleunigst an Bord nahm. Athemlos berichtete nun der Krieger, was sich begeben hatte. Der Schiffscommandant, ein Mann von raschem Entschluß, ertheilte unverzüglich Befehl, den Flüchtlingen nachzusetzen. Während sich die Soldaten zum Kampfe rüsteten, wanden die Matrosen hastig die Anker empor und lösten die Ketten. Die Ruderer schaarten sich auf den Bänken, der Hammer des Obmannes gab das Signal und die Hetzjagd begann.

Die Trireme des Batavers hatte einen tüchtigen Vorsprung. Nur wie ein dunkler Fleck stand sie, scheinbar unbeweglich, am nordwestlichen Horizont.

Fast eine Stunde verging, ehe man auf dem Schiff des Aurelius bemerkte, daß man verfolgt ward. Es war Magus, dessen Falkenauge die unverhoffte Entdeckung machte. Vom Schiffshintertheil nach dem Lande spähend, erkannte er jenes graue Etwas, das er ursprünglich für einen Theil der zum Hafen gehörigen Bauten gehalten hatte, als ein in Bewegung begriffenes Fahrzeug. Die ungewohnte Stunde der Abfahrt und mehr noch die eingeschlagene Richtung machte dies Fahrzeug verdächtig. Magus theilte seine Befürchtungen dem Cajus Aurelius mit, und bei der jetzt beginnenden Morgendämmerung erkannte auch dieser die Bedenklichkeit der Situation. Die Verschworenen, die nach Austausch der ersten Begrüßungen sich theils zur Ruhe gelegt hatten, theils, wie der Bataver, in ihre Mäntel gehüllt, auf dem Verdeck hin und her schritten, traten alsbald in jenem Binnenraum, der durch die erste Begegnung mit Claudia für Aurelius eine unvergängliche Weihe erhalten, zu einer Berathung zusammen. Der Obersteuermann ward hinzugezogen. Magus verblieb auf Deck, um Genaueres zu erkundschaften.

»Verzeiht,« hub der Bataver an, »daß ich im Zwang der Noth Euch dem Schlaf entreiße! Ihr habt gehört, welch' neues Verhängniß über uns aufsteigt. Es ist ein Dreireiher und — seiner Schnelligkeit nach zu schließen — trefflich bemannt.«

»So heißt's gerudert um Leben und Tod,« meinte Ulpius Trajanus. »Ein Kampf wäre aussichtslos.«

»Ich kenne das Schiff,« sagte Cornelius Cinna, zu dem Hispanier gewendet. »Es ist die Charybdis, die den Sommer hindurch an der Küste von Cyrenaica auf die Seeräuber fahndete. Kein anderes Schiff des Imperators lag zu Antium vor Anker. Sie ist trefflich bemannt — ja; aber doch nur, wenn sie Dienst hat. Nach Schluß der Schifffahrt gehen die Soldaten an's Land, um irgend sonst-wie verwendet, oder in Urlaub entlassen zu werden. Nur ein kleiner Theil bleibt über Winter an Bord.«

»Aurelius meint, wenn ich ihn recht verstehe, nicht die Krieger, sondern die Ruderknechte,« versetzte Trajanus. »Da nun die Ruderer vollzählig sind, so hat wohl der Urlaub noch nicht begonnen.«

»Du irrst. Die Ruderknechte arbeiten des Tags über im Hafen; die Nacht aber verbringen sie, wie das Gesetz es vorschreibt, an Bord. Streiten wir nicht! Ich wollte nur sagen, daß der Kampf äußersten Falls nicht ganz so hoffnungslos ist, wie Du vermuthest, zumal unser Cajus Aurelius Waffen an Bord führt, ausreichend für eine halbe Cohorte. Will das Geschick also nicht, daß wir ungefährdet entkommen, so denk' ich, wir bereiten den ungeladenen Gästen einen warmen Empfang.«

»Selbstverständlich!« rief Ulpius Trajanus lebhaft. »Ohne Gegenwehr gibt sich nur der Feigling gefangen. Sicherer aber erscheint mir die Hoffnung, die sich auf die Kräfte der Ruderer begründet. Vergeßt mir doch nicht das bedrohliche Rostrum! Unsere Batavia ist ja ein Prachtschiff

und, wie Aurelius versichert, mit einer dreifachen Lage von Planken umgürtet. Indeß nur zu oft ist es vorgekommen, daß selbst kräftige Fahrzeuge durch einen glücklich geführten Anprall des feindlichen Schiffsschnabels in den Grund gebohrt wurden — und die kaiserlichen Triremen sind vorzüglich geschult. Was frommt uns in diesem Fall die glorreichste Tapferkeit? Ich beantrage also, daß die Ruderbänke bis auf den letzten Platz mit den auserlesensten Leuten besetzt werden.«

»Ist schon besorgt, Herr!« sagte der Obersteuermann. »Was aber das gegnerische Rostrum betrifft, so vermag ich deine Besorgnisse nicht zu theilen. Mißlingt die Flucht, so machen wir Kehrt. Schiffsschnabel gegen Schiffsschnabel — da hat's mit dem In-den-Grund-bohren gute Wege. Wir sind zwar nicht auf die Manöver einer Kriegsflotte eingeübt, aber die Batavia gehorcht dem Steuer wie ein Fisch seiner Flosse, — und das ist die Hauptsache.«

Da ihm eben das Wort entfallen, erschien Magus, der Gothensclave.

»Sie kommen näher. Wie ich's rechne, haben sie zwanzig Ruderer mehr als die Batavia.«

»Ihr hört es,« rief Cinna, vom Sitze emporspringend. »Hier frommt kein Erwägen mehr. Vertheilen wir unverzüglich die Rollen!«

»So übernimmst Du den Oberbefehl,« sagte Nerva gemessen. »Im Planen ist Dir manch' Einer wohl überlegen: im Ausführen bist Du Meister.«

»Einverstanden!« rief Cnejus Afranius. »Das neue Rom, hier versammelt an Bord der Batavia, überträgt dem Cinna die Würde der Dictatur!«

»Deinen Scherz nehm' ich als gute Vorbedeutung,« versetzte Nerva. »Das neue Rom feiert jetzt in der That seine Geburtsstunde. An uns liegt es, daß es gedeihe und wachse. Genug! Dictator, sammle die Truppen!«

Die Anordnungen Cinna's waren in Kürze getroffen. Sämmtliche Ruderknechte, — sowohl die auf den Bänken, als auch die Ersatzmannschaften im unteren Schiffsraum, — wurden bewaffnet. Die Schnelligkeit der Trireme erlitt durch diese Maßnahme keine Einbuße. Man legte den Ruderern, ohne ihre Arbeit zu stören, das Schwert und den kleinen Rundschild unter die Füße. Vorläufig glaubte man die Hoffnung des Entrinnens noch nicht aufgeben zu dürfen. Mißlänge die Flucht, so würden die Knechte auf ein Commandowort ihre Thätigkeit einstellen, sich bis zum vollständigen Herankommen der Verfolger erholen und dann wieder arbeiten, bis man die Charybdis zum Entern gebracht hätte. In demselben Augenblick, da die feindlichen Brücken über die Enterhaken geschoben würden, sollten die Leute ihre Waffen ergreifen und der Befehle des Ulpius Trajanus harren, der sie auf Deck führen würde.

Es war Nerva, der, an den Bänken vorüberschreitend, den Ruderern diese Anordnung übermittelte. Halb vom Schimmer der röthlich flackernden Lampen und halb vom

Dämmerschein des erwachenden Tages beleuchtet, machte die majestätisch hohe Gestalt mit dem langen silbernen Haar auf die Schiffsmannschaft einen unbeschreiblichen Eindruck. Was hier auf den Bänken saß, entstammte zum größten Theil den germanischen Grenzländern am Rhein und weiter nordostwärts, — rauhe, urwüchsige Naturmenschen, kaum der lateinischen Sprache mächtig; daher denn Magus ihnen die Rede des erlauchten Mannes mehrfach verdolmetschen mußte. Eins aber verstanden sie gleich: daß ihr geliebter Herr, der Cajus Aurelius, in großer Gefahr schwebe, und daß der vornehme und doch so milde Greis, der jetzt an ihnen vorüberschritt, ein Freund des Aurelius und ein Genosse seiner Gefahr sei. Das genügte. Sie blickten verständnißvoll auf die Schwerter und freuten sich fast, ihre Kräfte auch anderwärts erproben zu sollen, als bei den Ruderstangen. Dazu noch für den theuren Cajus Aurelius! Gab es im weiten römischen Reich einen Ritter, der seine Leute mit gleicher Güte, ja man konnte sagen, mit gleicher Freundschaft behandelte? Welche Tage hatten sie jetzt wieder in Ostia verlebt! Die lange Seereise von Trajectum bis zum Strande Italiens war freilich ein hartes Stück, — aber wie glänzend lohnte er's auch, und wie unumschränkt genoß man der Freiheit, wenn die Batavia vor Anker lag! Das hatte er ganz von seinem trefflichen Vater ererbt. Streng, wo es die Erfüllung der Pflicht galt, aber selbst in dieser Strenge nicht hart; freigebig und für den Geringsten seiner Leute besorgt: so

war der unermüdliche Kaufherr gewesen, und so war auch der Sohn...

Während sich die Ruderer so die Sache zurechtlegten und leise flüsternd ihre Gedanken austauschten, postirten sich die Ersatzmannschaften kampfbereit auf dem Vordertheile des Schiffes. Ihre Führung übernahm Cornelius Cinna in eigener Person. Den Bataver wies er an, mit der Dienerschaft in den Wohngemächern zu harren, bis der Augenblick zum thätigen Eingreifen gekommen sein würde. Nerva — dies war die einstimmige Forderung aller Verschworenen — sollte mit Rücksicht auf sein hohes Alter im untersten Schiffsraum zurückbleiben, bis die Sache entschieden wäre. Der Greis jedoch weigerte sich. Noch habe er Kraft genug, eine Klinge zu führen. Auch sei man niemals zu alt, um an der Seite tapfrer Genossen für die Freiheit zu fallen. So gesellte sich denn Coccejus Nerva zur Abtheilung des Aurelius, — nur als gemeiner Soldat, wie er sagte, denn die Führung lehnte er auf's Entschiedenste ab. Cnejus Afranius und der alte einarmige Centurio traten, etwa in der Rolle von Adjutanten, an die Seite des Cinna.

Unterdessen ward emsig fortgerudert. Im Osten über den Höhen von Latium glühte es heller und heller. Man erkannte jetzt deutlich das gewaltige Takelwerk der kaiserlichen Trireme, deren Segel, der ungünstigen Luftströmung wegen, wie die der Batavia, gerefft waren. Schwarzen Flügeln vergleichbar hoben sich rechts und links

die drei Colonnen der wuchtigen Ruderstangen. Kein Zweifel mehr — die Trireme kam näher. Nicht um zwanzig, nein, um dreißig und mehr Ruderer war die Charybdis der Batavia überlegen. Aurelius verfolgte das unheimliche Kleinerwerden des Zwischenraumes, der die beiden Dreireiher trennte, nicht ohne ein Gefühl der Beklemmung. Hier wie dort herrschte das tiefste Schweigen. Nur das Klatschen der Schaufelstangen und die Hammerschläge der Obmänner unterbrachen die lautlose Morgenfrühe. Nirgends auf der weiten, bleifarbenen Fläche hob sich ein Kiel. Und nun — inmitten der Einöde — diese lauernde, verfolgungsgierige Feindseligkeit...! Das machte einen frostigen, fast gespenstischen Eindruck.

Noch eine Viertelstunde verstrich. Jetzt konnte selbst ein Virtuose der Hoffnung nicht länger an die Möglichkeit des Entkommens glauben. Cornelius Cinna gab den Befehl, die Trireme zu wenden und das Rudern vorläufig einzustellen. Alsbald mäßigte auch die Charybdis ihre ungewöhnliche Schnelligkeit, — augenscheinlich, um für den letzten entscheidenden Stoß ihre Kräfte zu sammeln. Immer langsamer kam sie heran, bis sie nur noch etwa dreihundert Ellen entfernt war. Dann mit einem Male setzten die Ruderer mit der früheren Heftigkeit ein. Das Schiff beschrieb einen Halbkreis und kam mit vollster Wucht auf die ruhig daliegende Batavia losgestürmt. Chrysostomus aber, der Steuermann des Aurelius, war ein erprobter Seefahrer. Fünf, sechs Ruderschläge, — eine rasche Drehung

nach links, und die Charybdis schoß, ohne Schaden zu thun, hart am Vordertheile der Batavia vorüber.

Das kaiserliche Schiff machte alsbald Kehrt. Aber wiederum lag die Batavia ruhig und erwartungsvoll auf der Flut, ihr blitzendes Rostrum kunstgerecht gegen den Feind gewendet. Die Charybdis war jetzt nicht entfernt genug, um den Anprall mit der gleichen Wucht wiederholen zu können. Sie besann sich daher eines Andern. Langsam und friedfertig ruderte sie bis auf einige Ellen zur Batavia heran. Der Kriegsmann des Stadtpräfecten kam an der Seite des Schiffscommandanten auf's Vordertheil und rief im Ton eines Siegers, man solle den fruchtlosen Widerstand aufgeben und nach Antium zurückkehren.

»Wer bist Du?« fragte Cinna geringschätzig.

»Ein Diener des Imperators und ein Wächter des verhöhnten Gesetzes.«

»Oder ein Seeräuber...«

»Thörichte Ausflucht! Du erkennst das Schiff des Gewaltigen, — so gut wie ich das Angesicht des Rebellen. Bist Du nicht Cinna, der beredte Anwalt der Nazarener?«

Cornelius Cinna bemerkte, wie die Charybdis, nur mit den letzten Rudern verstohlen arbeitend, näher und näher kam. Das entsprach seinen Absichten. Mochten sie entern! Mochten sie auf den Brücken herüberstürmen! Ein Kampf an Bord der Batavia blieb von allen Möglichkeiten immer die aussichtsvollste. Schon der Vortheil einer

genauen Localkenntniß, insbesondere der Fallthüren und Treppen, fiel in's Gewicht. Cinna hielt es daher für gerathen, die Gegner eine Weile noch hinzuhalten, damit sie glauben möchten, man verstehe oder gewahre nicht, was sie im Schilde führten.

»Das ist mein Name!« rief er nach der Charybdis hinüber. »Wer in aller Welt hat ein Recht, mich hier aufzuhalten?«

»Der Cäsar und das Gesetz!« gab der Krieger zurück. »Weigre Dich nicht und vertraue lieber der Gnade des Imperators, als dem Ausgange eines ungleichen Kampfes!«

»Ich verstehe Dich nicht. Cornelius Cinna reis't nach Ligurien... Welche Bosheit erfrecht sich, ihm den Weg zu verlegen?«

Der Kriegsmann wechselte insgeheim einige Worte mit dem Schiffscommandanten.

»Ist nicht auch Cajus Aurelius Menapius an Bord?« rief er nach einer Pause.

»Nicht daß ich wüßte. Ende jetzt dies unverschämte Verhör! Ich schulde Dir keine Rechenschaft und heische hier freie Bahn, — oder beim Pluto...«

Magus, der Gothensclave, war inzwischen, ohne ein Wort zu sprechen, nach der Waffenkammer geeilt. Dort ergriff er ein haarscharfes Beil, prüfte die Schneide am Holzgetäfel der Wandung und klemmte dann den Stiel fest zwischen die Zähne. Während Cornelius Cinna mit dem Krieger des Stadtpräfecten hin und her stritt, schlüpfte

unser Magus durch die Luke, die dem Steuer am nächsten war, wie ein Iltis hinaus und ließ sich langsam ins Meer hinab. Einige Secunden lang legte er sich flach auf den Rücken und holte mit geblähten Nüstern tief Athem. Dann tauchte er senkrecht in die bläuliche Flut. Unmittelbar am Steuerruder der ahnungslosen Charybdis schoß er wieder empor. Von Neuem sog er mit aufgesperrten Nüstern die Luft ein. Dann mit der linken Hand rudernd, ergriff er mit der rechten behutsam das Beil und zerhieb, ohne daß irgend Jemand ihn hinderte, mit drei, vier wuchtigen Streichen die Taue, durch die das Steuerruder bewegt wurde. Ein Lächeln der Befriedigung glitt über sein geröthetes Antlitz. Er ließ das Beil in das Meer fallen und schwamm eilig nach der Batavia zurück.

Fast ehe noch die Bemannung des feindlichen Fahrzeuges ihr Mißgeschick vollständig erkannt hatte, war der Gothe in Sicherheit. Die Wurfspieße und Geschosse, die man ihm nachsandte, verfehlten ihr Ziel. Unversehrt kam er an Bord.

Inzwischen hatte Chrysostomus, der Steuermann, verständnißvoll manövrirt. Die Batavia wäre jetzt ihrerseits in der Lage gewesen, dem Gegner das Rostrum in die Flanken zu jagen, daß er die Heimfahrt für immer vergessen hätte, denn ohne das Steuer war die Charybdis so gut wie wehrlos. Cinna gab jedoch solchen Gedanken nicht Raum. Er ließ den Kampf nur als Nothwehr, nicht aber als Rache gelten. Drei Hammerschläge, —

die Ruderstangen der Batavia griffen elastisch ein, und majestätisch glitt sie in westlicher Richtung von dannen. Die Charybdis versuchte nicht einmal, ihr zu folgen.

Der Kriegsmann des Stadtpräfecten und der feindliche Schiffscommandant schäumten vor Wuth. Sie waren ihres Fanges so sicher gewesen, — und nun entschlüpfte er ihnen, da sie ihn fast schon zu halten glaubten! Gerade die Zuversicht hatte sie in's Verderben gestürzt.

Cornelius Cinna lehnte gedankenvoll an der Brüstung, den Blick starr auf die immer weiter zurückbleibende Charybdis geheftet, die sich nach kurzem Zögern angeschickt hatte, heimwärts nach Antium zu rudern. Wundersame Ideen durchkreuzten sein Haupt. Wie leicht war es doch, ein so stolzes und mächtiges Fahrzeug kampfunfähig zu machen! Ein kühner Griff, und seine Lenkbarkeit war dahin! Sollte es anders sein mit dem Staatsschiffe? Sollte es schwer halten, auch hier jenen Streich wider das Steuer zu führen, die ohnmächtige Trireme zu stürmen und sie schließlich im Hafen der Freiheit und des Friedens neu auszurüsten für die Fahrten einer glücklichen Zukunft?

Magus war natürlich der Held des Tages. Von allen Seiten mit Lobsprüchen überhäuft, von seinem Herrn stürmisch umarmt und auf's Freigebigste beschenkt, schien der ehrliche Mensch nicht zu fassen, weshalb man von seiner That so viel Aufhebens machte. Wo lag der Unterschied, ob er nun an den Küsten von Skandia, über dem Abgrund schwebend, ein seltenes Kraut vom Gesteine

pflückte, ob er in Rugiens undurchdringlichen Wäldern dem Auerochsen das Netz über die Hörner warf, ob er die Wipfel der tausendjährigen Eichen erkletterte, oder, wie jetzt, ein Schwimmstück zum Besten gab? Das Alles war ihm nur die naturgemäße Ausübung einer Neigung — nichts Verdienstliches oder Rühmenswerthes.

Die Ruderer legten sich trotz der Entwaffnung der kaiserlichen Trireme tüchtig in's Zeug. Bei der großen Nähe der Küste war nicht vorauszusehen, wann und von wem die Verfolgung wieder erneut werden konnte.

Nach kurzer Berathung faßte man den Entschluß, zwischen den Inseln Planasia und Ilva hindurch, nordwärts von Corsica, nach der Küste des narbonensischen Galliens zu steuern, und daselbst in einer möglichst entlegenen Bucht — vielleicht bei Athenopolis oder Olbia — vor Anker zu gehen. Von dort konnte man getrennt oder vereint weiter in's Innere der Provinz vordringen und so das lugdunensische Gallien erreichen, wo eine größere Anzahl von Truppen theils in den zerstreuten Castellen, theils in der Hauptstadt Lugdunum am Rhodanus stationirte. Rodumna am Liger, die Vaterstadt des Afranius, ward nach wie vor als Versammlungspunkt für einen noch näher festzusetzenden Tag beibehalten, falls die Verbindung zwischen den einzelnen Verschworenen durch unvorhergesehene Ereignisse gestört werden sollte.

Unterdeß war es vollständig Tag geworden. Erschöpft suchten die Flüchtlinge die Polster ihrer Cubicula auf. Nur

Aurelius machte sich noch zu schaffen. Zunächst begab er sich nach dem Schlafraum des Herodianus. Der Freigelassene hatte sich sofort, nachdem er an Bord gelangt, niedergelegt, und war trotz des Getümmels der letzten Stunden nicht aufgewacht. Jetzt hob er das verschwollene Gesicht und klagte über heftige Schmerzen. Der Sturz mitten im Galopp hatte ihn übel zugerichtet. Aurelius leistete ihm hülfreiche Hand und befestigte ihm auf Schulter und Arm einen Kräuterumschlag. Nach fünf Minuten war der Patient wieder eingeschlafen. Aurelius aber gönnte sich noch immer nicht Rast. Er besuchte erst noch den Schützling, den Quintus Claudius ihm anvertraut hatte, — den verwundeten Sclaven Eurymachus.

Er fand ihn verstört, bleich, athemlos. Am ganzen Leibe fiebernd, saß er im Bette auf. Durch die halbgeöffnete Luke hatte er dem Lärm, der verworren und unverständlich zu ihm hereindrang, bangend gelauscht. Er wähnte, die Verfolgung durch das feindliche Schiff gelte ihm. Qualvoll hatte ihn der Gedanke zermartert, daß nun auch der hochherzige Aurelius mit in's Verhängniß gezogen werde. Als der Bataver ihn beruhigte, sank er mit einem Worte des Dankes in die Kissen zurück. Ein Zittern befiel ihn, und die Zähne schlugen ihm wie im Froste wider einander.

»Seltsam!« dachte Cajus Aurelius. »Dieser Mensch, der die eigene Gefahr so gering achtet, geht fast zu Grunde in der Besorgniß für seine Retter!«

Nun eilte er in sein Schlafgemach und warf sich, nothdürftig in den Mantel gehüllt, auf die Decken. Noch einmal suchte er die Erlebnisse der letzten vierundzwanzig Stunden sich vor die Seele zu rufen. Seine Gedanken aber verwirrten sich. Jetzt war es ihm, als ob eine liebliche Mädchengestalt lächelnd sich über ihn herbeuge und ihm die Stirn' küsse. »Claudia!« seufzte er, leise zusammenschauernd. Er entschlief und sah sich wieder zu Bajä — im stillen, friedlichen Landhaus, fernab von der Welt des Hasses, der Tyrannei, der Verfolgung. Ein seliger Traum, der sich von der Wirklichkeit abhob, wie ein glänzender Stern vom nachtschwarzen Himmelsgewölbe...!

Zweites Capitel.

Der schlaue Barbillus war in der Zwischenzeit nicht müßig gewesen. Er wußte nur allzu gut, was ein Wunsch des Imperators bedeutete, zumal wenn dieser Wunsch in so huldvoll-heiterer Laune geäußert war, wie das Verlangen nach dem Besitze Cornelia's. Mit Rücksicht auf sein schwunghaft betriebenes Geschäft der Wahrsagerei hatte der Isispriester ohnehin alle Ursache, den Kaiser zu fürchten. Domitian hatte mehr als einmal den Chaldäern und Mathematikern seine Abneigung kundgegeben und sie durch förmliche Edicte aus Rom verwiesen. Diese Edicte konnten jeden Augenblick auf Barbillus angewandt werden, wenn er auch officiell als Priester eines erlaubten Cultus fungirte, und bis dahin, der hohen Gönner wegen, die er zu fesseln wußte, niemals gestört worden war. Ueberdies war die Eitelkeit mit im Spiele. Barbillus empfand das Mißglücken der so umständlich vorbereiteten Götter-Comödie wie eine persönliche Demüthigung. Er wollte sich in den Augen des Kaisers von dem Vorwurfe der Ungeschicklichkeit reinwaschen.

So ging er denn gleich am folgenden Tage ans Werk und begann zunächst das Terrain auszukundschaften.

Unter den verschiedenartigsten Vorwänden drangen seine Späher ins Haus des Cornelius, behorchten die Sclaven und übten die Kunstgriffe der Bestechung. Bald in der Tracht syrischer Wollhändler, bald als Schiffbrüchige, die in demuthsvoller Geberde den Ostiarius um Einlaß anflehten, oder als ägyptische Amulet-Verkäufer wußten sich diese Werkzeuge des unermüdlichen Orientalen Zutritt und Gehör zu verschaffen, ohne daß ihr Andrang in einem so viel besuchten Hause besonders auffiel. So erfuhr denn Barbillus mancherlei über die Gewohnheiten und die Lebensweise Cornelia's, was ihm möglicherweise von Nutzen sein konnte, wenn er auch zur Zeit noch nicht absah, in wie weit es mit seinen Plänen zusammenhing.

Greifbarer schienen ihm die Errungenschaften dieses Spähersystems, als am zweiten Tage nach Beginn seiner Operationen jener Zettel in seine Hände gelangte, den Cajus Aurelius bei seinem letzten Besuche für Cinna zurückgelassen.

Die Sclavin, der man das Brieflein für schweres Gold abgekauft hatte, versicherte, deutlich gesehn und gehört zu haben, wie Cornelia dasselbe persönlich von dem Bataver in Empfang nahm und an Cinna abzugeben versprach. Da der Inhalt keinen Zweifel darüber ließ, daß es sich hier um die vorsorgliche Warnung eines Mitverschwornen handelte, so war es nicht schwer, die Betheiligung Cornelia's an

dieser Verschwörung glaubhaft zu machen. Für den Unbefangenen lag es freilich zu Tage, daß Cornelia von der Tragweite jener schriftlichen Warnung keine Ahnung gehabt; sonst würde sie wohl mit dem Zettel etwas sorgsamer umgegangen, und nicht so thöricht gewesen sein, ihn beim Schlafengehen achtlos neben die Lampe zu legen. Aber es galt hier ja lediglich die Ausfindigmachung einer brauchbaren Handhabe.

Als man dem Isispriester das Billet übermittelte, neigte sich der Tag schon zu Ende. Es war derselbe ereignißvolle Tag, in dessen Morgenstunden das glückliche Entkommen der Batavia, in dessen Abend- und Nachtstunden die Gefangennahme der Christen fiel. Barbillus glaubte, keinen Augenblick zögern zu sollen. Er begab sich in größter Eile nach dem Hause des Oberkämmerers, wo er nach umständlichem Verhandeln mit der Dienerschaft endlich Zutritt erlangte.

Der Höfling befand sich in auserlesener Gesellschaft. Eben hatte man die festliche Tafel aufgehoben und die Gäste in ein prachtvoll decorirtes Gemach geführt, wo allerlei künstlerische Ueberraschungen auf sie warteten. Einzelne, von dem reichlichen Bechern erhitzt, schöpften draußen im Peristyl frische Luft; darunter Parthenius selber und der Adjutant Clodianus, der dem Hausherrn eifrig redend zur Seite stand.

»Lassen wir die Geschäfte!« sagte Parthenius halb im Ernste, halb scherzhaft, als Clodianus nach einer Weile

innehielt. »Ich versichere Dich, edler Freund, mir wird nachgerade schwül bei dieser Ueberfülle der Arbeit. Fast fürchte ich, mit den Verhaftungen haben wir uns mehr auf den Hals geladen, als wir füglich vertragen können.«

»Weshalb?« fragte der Adjutant gleichmüthig.

»Bedenke doch, die Blüthe des Senats und der Ritterschaft! Es wird kaum angehen, so zahlreiche und so vornehme Angeklagte mit dem Tod zu bestrafen. Ihre Verbannung aber wäre eine unausgesetzte Drohung gegen die Herrschaft des Imperators. .«

»So behaltet sie bis auf Weiteres in Haft!«

»Das geht noch weniger. Glaubst Du, die Angehörigen der Verhafteten würden dann müßig bleiben? Das hieße unseren Gegnern eine gefährliche Waffe liefern.«

»Wahrhaftig, Parthenius, Du redest, als sei der Kaiserthron schier ins Wanken gerathen. Was kümmert uns der Zorn der Betroffenen und die Mißstimmung ihrer Familien? Ist das Palatium nicht stark? Sind unsere Soldaten nicht treu? Fühlt sich der Cäsar nicht Eins mit den wahren Wünschen des Volkes?«

»Noch einmal, alles Ernste auf morgen!« versetzte der Oberkämmerer, dem Adjutanten die Hand reichend. »Mich rufen jetzt die Pflichten des Hausherrn. . .«

In diesem Augenblicke führte einer der Admissionalen den Isispriester heran.

»Herr,« sagte Barbillus, das Haupt neigend, »ich komme in der Angelegenheit, die Du weißt. Der Allgewaltige hat mich beauftragt...«

»Ah! jetzt erkenn' ich Dich,« versetzte Parthenius nach einer Pause der Prüfung. »Du bist Barbillus, der Schauspieldirector vom Isistempel. Allerliebst, bei den Göttern!«

Barbillus, über diese Anrede nicht eben erbaut, blickte etwas verlegen zu Boden. Er wußte nicht, sollte er auf den scherzhaften Ton eingehen, oder durch Ernst und hoheitsvolle Würde zu imponiren suchen, — dem Adjutanten wenigstens, wenn dies bei dem Mitwisser jener verunglückten Scene unmöglich war.

»Entsinnst Du Dich?« wandte sich jetzt Parthenius bedeutungsvoll zu Clodianus. »Das reizende Mädchen, dessen grobknochiger Sclave die Frechheit besaß...«

»Ja wohl! Der Imperator hat mir von der wunderbaren Intrigue erzählt. In Liebesaffairen war ich von je seine rechte Hand.«

»So kennst Du auch den köstlichen Spaß mit der Osirismaske...?«

»Natürlich. Aber nun laß den Mann doch berichten! Er hat es offenbar eilig.«

»In der That,« sagte Barbillus mit kühler Vornehmheit. »Trotz der ungelegenen Stunde hab' ich's gewagt, den erlauchten Parthenius zu stören, um ihn wissen zu lassen, daß ich Mittel und Wege gefunden...«

»Freunde,« unterbrach ihn der Oberkämmerer, »dort erblick' ich den Comödianten Latinus. Er schaut voll Angst nach mir aus. Meine Secunden sind kostbar. Habe die Güte, Clodianus, den würdigen Priester hier anzuhören und ihm nöthigenfalls deinen oft erprobten Rath zu ertheilen. Wenn meine Schauspieler dann geendet haben, erzählst Du mir, was er vorhat. Uebrigens, Barbillus, falls Dich deine Pläne nicht heut' noch in Anspruch nehmen, sei für den Rest des Tages mein Gast!«

Er grüßte mit einer artigen Handbewegung und schritt elastisch von dannen.

Clodianus führte den Isispriester etwas nach abseits.

»Nun?« begann er. »Was meldest Du?«

»Herr,« sagte Barbillus, »da Du Alles weißt, so ist Dir wohl auch bekannt, was der Cäsar mir aufgetragen. Ich soll das kleine Mißgeschick von jüngst wieder gutmachen. So hab' ich denn zugesehn, wie das Problem gelöst werden könne, und den Brief hier erbeutet, der, gut benutzt, das spröde Mädchen völlig in eure Hände gibt, — ganz nach Recht und Gesetz, ohne den leisesten Anflug von Willkür. . .«

»Zeig' her!«

Der Priester überreichte ihm das Billet.

»Cajus Aurelius,« fügte er erläuternd hinzu, »übergab ihr diesen Brief wenige Stunden vor seiner Flucht.«

Clodianus las, jede Silbe bedächtig und nachdrücklich vor sich hin murmelnd:

»Der Bataver grüßt seinen edlen Cornelius. Gefahr im Verzug. Gedenk' an Rodumna!«

Mit einem Male flog ein Zucken über sein Antlitz. Seine Augen leuchteten von plötzlichem Feuer. Rodumna! Der Zufall wollte, daß ihm das Städtchen bekannt war. Von dort war einer seiner Clienten gebürtig. In demselben Moment aber, da ihm einfiel, Rodumna liege unweit der Hauptstadt des lugdunensischen Galliens, ging es ihm durch die Seele wie der Strahl einer Offenbarung. Rodumna war also das geheime Standquartier der Verschwornen... Denn daß eine solche Verschwörung in der That existirte, daran konnte nach Allem, was vorgefallen, kein Zweifel mehr sein. Die Verbindungen Cinna's gerade im lugdunensischen Gallien machten die Wahl dieser Operationsbasis ohnehin wahrscheinlich...

Clodianus athmete heftiger. Mit Blitzesschnelle überflog sein Scharfblick die Situation. Wenn der Inhalt des Briefes geheim blieb, wenn es gelang, der Aufmerksamkeit des Imperators eine andere Richtung zu geben, so war diese unverhoffte Entdeckung von unschätzbarem Werthe. Zunächst freilich bot sie nur einen Punkt: von diesem Punkte aus aber ließ sich unter Umständen die Welt aus den Angeln schleudern. Wenn seine Pläne mit Stephanus und der Kaiserin fehlschlugen, so war hier ein neuer Hebel gefunden, zuverlässiger, wuchtiger, großartiger als der erste.

Clodianus war schnell entschlossen. Er zwang sein Antlitz in die Linien eines furchtbaren Ernstes.

»Barbillus,« sprach er mit unerbittlichster Strenge, »Du bist mein Gefangener.«

»Du scherzest,« sagte der Isispriester erschreckt.

»Mit nichten! Der Zettel da verräth ein Geheimniß, dessen Bekanntwerden alle Maßnahmen der Regierung durchkreuzen muß. Bis jetzt wußte außer dem Cäsar und seinen Vertrauten kein Mensch, daß die Verschwörer sich nach Rodumna gewendet. Der Zufall hat Dich zum Mitwisser gemacht. Ich muß Dich in Haft nehmen.«

»Das wäre ein schlechter Lohn für den Eifer, den ich bekundet.«

»Thut mir leid. Die Sicherheit des Staates gilt mir höher als jede Rücksicht. Die Sache muß geheim bleiben, — unter jeder Bedingung. Nur deine Gefangennahme bietet hier völlige Garantie. Folge mir dort in's Gemach. Ich will erwägen, wo ich Dich hinschaffe.«

»Du willst meinen Untergang!« rief Barbillus verzweifelt. »Ein Isispriester in Haft! Bedenke doch! Mein Ruf, mein Ansehen, mein ganzer Einfluß wäre vernichtet! Wähnst Du, in so manchem Jahre meines Berufes hätt' ich nicht schweigen gelernt? Ist Schweigen nicht die erste Tugend des Priesters?«

Der Adjutant schien zu zögern.

»Wenn ich Dir trauen könnte... Aber nein! Es geht nicht! Ich kann diese Verantwortung nicht auf mich laden.«

»Du kannst es getrost! Laß mich den Bestien vorwerfen, wenn mir ein thörichtes Wort über die Lippen

kömmt! Nur erspare mir die unauslöschliche Schmach! Ich gelte bei Roms Matronen für einen Liebling der Göttin. Du zerstörst meine Existenz!«

»Das wäre freilich ein Mißgeschick,« sagte Clodianus nachdenklich. »Sei's darum! Ich will die gutmüthige Schwäche wieder einmal bis zur Narrheit treiben. Aber wehe Dir, wenn Du meine Güte mißbrauchst!«

»Dank, Dank!« rief Barbillus, die Hand des schlauen Intriganten zum Munde führend.

»Den Brief da werd' ich unverzüglich vernichten,« fuhr Clodianus fort. »Selbst Parthenius darf Nichts von dem Inhalt dieses Zettels erfahren; er würde sonst meine Nachsicht verdammen. Schwöre mir das bei dem Heiligsten, was Du kennst!«

»Ich schwör es Dir bei dem theuren Haupt des Barbillus!« sagte der Isispriester, die Rechte auf's Herz legend.

»Gut! Nun folge mir! Dem Oberkämmerer erzählst Du ein Märchen: Du habest Hoffnung, daß die Schöne sich freiwillig fügen werde, oder was Dir sonst in den Sinn kommt. Ich besorge das Weitere.«

»Wär's nicht gerathen, wenn wir dieses Märchen etwas genauer verabredeten? Ich möchte mir keine Blöße geben, da ich einmal schon den Cäsar erzürnt habe.«

»So entferne Dich und überlaß die Geschichte mir! Heute noch setze ich Dich von Allem, was ich mir ausgedacht habe, in Kenntniß.«

»Das dünkt mir das Sicherste. Mein Erscheinen zu so später Stunde würde ohnehin Aufsehn erregen. Gehab' Dich wohl, Herr! Niemals werd' ich vergessen, was Du heute für deinen Diener gethan hast.«

»Der beste Dank ist Verschwiegenheit.«

Barbillus entfernte sich. Clodianus schritt noch einige Mal, vergnüglich die Hände sich reibend, unter den Säulen hin und her. Dann begab er sich in den Festsaal.

Als die höchst witzige, aber zügellos freche Comödie unter dem tollsten Gelächter des Auditoriums zu Ende gegangen war, fand Parthenius Zeit, mit Clodianus eine kurze Rücksprache zu nehmen. Inzwischen hatte sich der Adjutant Alles zurechtgelegt und eine ebenso glaubwürdige als schlichte Fabel ersonnen, die das unverhoffte Erscheinen des Isispriesters vollständig rechtfertigte.

Eben wollte sich Parthenius zu der schönen Lykoris wenden, die heute verführerischer als je unter ihren langen Wimpern hervorlugte und, wie es schien, in der Absicht herankam, dem liebenswürdigen Gastgeber für den geistreichen Kunstgenuß, bei dem sie so überschwänglich gelacht hatte, ihren Dank auszusprechen. Da ward der Kämmerer abermals in Anspruch genommen. Ein Schreiben des Stadtpräfecten meldete ihm das Entkommen der Batavia und das Mißgeschick der Charybdis. Der Brief sprach überdies die bestimmte Vermuthung aus, das Ziel der Batavia sei Ligurien. Man schließe dies aus dem Umstand, daß sie nach jenem verunglückten Zusammentreffen ihren

Curs immer entschiedener aus der westlichen Richtung nach Norden gedreht. Der Stadtpräfect habe Eilboten nach Ostia gesandt, um, wenn irgend thunlich, die Verfolgung wieder aufnehmen zu lassen.

Clodianus, dem der Oberkämmerer den Brief mit einer Geberde des Unmuths darreichte, verstand sofort, sich die Situation zu Nutze zu machen. Der Irrthum des Stadtpräfecten bezüglich des Weges, den die Flüchtlinge eingeschlagen, mußte durch Scheinbeweise und durch das Gewicht einer angeblichen Ueberzeugung bestärkt und auch dem gerade jetzt etwas unselbstständigen Parthenius nach Möglichkeit eingeredet werden.

»Jawohl! Ganz unzweifelhaft!« sagte der Adjutant wie im Selbstgespräch. »Savo oder Albium Ingaunum sind die einzig denkbaren Punkte... Wirklich, schlau berechnet! Der Seeweg ist hier durch keine Insel verlegt, und bei der ungeheuren Krümmung der Küste fehlt die Möglichkeit, ihnen auf dem Landweg zuvor zu kommen. Von Ligurien aus erreichen sie mit Leichtigkeit das germanische Hochland, wo der Bataver mächtige Freunde besitzt... Ich durchschaue das ganze Gewebe. Germanien wollen sie aufwiegeln und mit den Schaaren ihrer blondhaarigen Söldlinge von Oberitalien her auf die Hauptstadt marschiren.«

»Dein Scharfsinn ist glorreich,« versetzte der Oberkämmerer. »Ja, ja, die Sache liegt auf der Hand. Im Uebrigen — was kann ich beschließen? Der Befehl zur

weiteren Verfolgung ist abgegangen, und ich will's gut heißen, wenn ich gleich überzeugt bin, daß es zu spät ist. Kömmt man denn hier in Rom nicht eine Secunde lang zu sich selbst? Geh', sage deinem Gebieter, ich lass' ihm danken! Und nun, Du reizgeschmückte Massilierin — bei der Cypria! — wenn das Schiff jener Verschwörer ein Herz besäße, es führe schon um deiner schönheitsberühmten Schwestern willen nach Gallien! — Jetzt berichte mir, was Du an unserer Comödie zu tadeln hast! Um dein küßliches Mündchen schwebt es wie attische Ironie.«

Lykoris machte in der That ein paar schalkhafte Bemerkungen über das Stück und die Künstler. Dann aber entwickelte sie in harmloser Plauderei eine so bezaubernde Liebenswürdigkeit, daß Parthenius nicht müde ward, ihrer klangvollen Stimme zu lauschen, und die glühenden Blicke an der Fülle ihrer schneeigen Schultern zu weiden. So wie heute war ihm dies reizende Geschöpf niemals entgegen gekommen! Ihr Mund lächelte so verheißungsvoll, ihr Auge flammte so leidenschaftlich! Parthenius, der feinsinnige Kenner alles dessen, was ins Fach der modernen Comödie schlug, ahnte nicht, daß auch dieser Aufwand von Grazie und bestrickender Hingebung ins Gebiet jener Kunst gehörte; daß Lykoris mit ihm Comödie spielte, und daß der Regisseur des Drama's Stephanus hieß. Freilich, auch Stephanus war nur eine Puppe in den Händen jenes dämonischen Weibes, dessen ehrgeizige Bestrebungen nach dem verwegensten Ziele trachteten, das je einer Römerin

vorgeschwebt, — nach dem souveränen Scepter des Weltreiches.

Der Verwalter der Kaiserin befand sich gleichfalls unter den Gästen. Er war in der rosigsten Laune. Während Lykoris den Oberkämmerer zu fesseln suchte, wechselte Stephanus einige Worte der Höflichkeit mit dem Adjutanten Clodianus.

»Höre,« sagte der Letztere halblaut, da sich Stephanus abwandte, »ich wollte Dich warnen . . Auch Cnejus Afranius gehört zu den Proscribirten: das hindert jedoch keineswegs, daß der Cäsar die bewußte Angelegenheit wieder aufnimmt . .«

»Wie?«

»Still! Man beobachtet uns. Willst Du mich im Laufe der Woche besuchen? Ja? Ich schreibe Dir Tag und Stunde. Amüsire Dich jetzt, und kümmre Dich um Alles eher, als um mich!«

Inzwischen hatten sich für die Gäste neue Ueberraschungen vorbereitet. Ein ganzes Heer halbnackter gaditanischer Tänzerinnen mit Schmetterlingsflügeln und wehenden Haaren füllte das untere Ende des Saales und begann seine glänzenden Evolutionen. Da sie geendet hatten, kühlte ein rosenduftiger Sprühregen, der in feinster Zertheilung von der Decke herabstob, die erhitzten Schwelger wonniglich ab. Die Accorde einer schmeichlerischen Musik lockten die Gesellschaft schließlich hinaus in den Baumgarten, wo prächtige Feuerkünste die Nacht zum Tage machten.

Bei all' diesen längst gewohnten Genüssen trug Clodianus eine gluterfüllte Begeisterung zur Schau. Er lachte unbändig, er jauchzte, er sang sogar und pries in weithin schallender Rede den liebenswürdigen Gastgeber, der inmitten seiner angestrengten Berufsthätigkeit noch Zeit finde, aus der Ergötzung seiner Gäste ein Studium zu machen. Auch bewarb er sich auffällig um die Gunst einer jungen Griechin, die vor Kurzem erst von der Insel Cypern nach Rom gekommen. Er nannte sie voll zärtlicher Inbrunst Cypria, schwur beim Heiligthume von Paphos, ein Lächeln der holden Myrrhine wiege ihm alle Schätze von Indien auf, und citirte den weltberühmten Vers des Catull: »Laß uns leben, meine Lesbia, laß uns lieben!«

»Wahrlich, dieser Clodianus ist ein Sohn Epicurs, wie er im Buche steht!« sagte ein Client des Hauses, der sich bescheidentlich abseits hielt.

»Kein Wunder!« versetzte ein Zweiter. »Wer so dem Glück und dem Reichthum im Schooße sitzt...! Sein ganzes Leben ist Sonnenschein...! Selbst die Staatsgeschäfte machen ihm keine Noth! Er kennt nicht Ehrgeiz, noch Furcht, noch Sorge. Er pflückt das Heute, wie Flaccus befiehlt, und kümmert sich keinen Augenblick um die Zukunft. Wer mit ihm tauschen könnte!«

Drittes Capitel.

In der Nacht, welche auf die soeben geschilderten Begebnisse im Hause des Parthenius folgte, trug sich jenes schreckensvolle Ereigniß zu, das wir dem Leser bereits erzählt haben. Quintus Claudius wurde mit den übrigen Nazarenern im Steinbruche zwischen der Via Appia und der Via Labicana verhaftet. Wir verließen den Jüngling in dem Augenblick, da der Zug der Gefangenen sich in Bewegung setzte. Es war ein langer und trauriger Marsch durch die einsame Finsterniß. Niemand sprach eine Silbe. Nur halbunterdrücktes Schluchzen oder ein Stöhnen der Angst unterbrach hin und wieder das unheimlich drückende Schweigen. Mit welchen Gefühlen betrat Quintus die Brücke des Baches Almo, die er in jener ersten Nacht überschritten, da er den Eurymachus rettete! Er bemühte sich, alle Erinnerungen, alle Befürchtungen, selbst alle Hoffnungen zu verbannen, und nur den einen Gedanken fest und fester zu halten: sein ganzes Wesen gehöre der Gottheit!

Ach, es fiel ihm recht schwer, die krampfende Seele so zur Fassung zu zwingen! Immer wieder tauchte ein Bild

hervor, das ihm alle Selbstbeherrschung zu untergraben drohte, ein jammerdurchfurchtes Antlitz — die Züge seines theuren, ach, so unaussprechlich geliebten Vaters... Und dann mit einem Male hörte er den Lärm und das Stimmengewirre des versammelten Volkes... Er sah sich in der Arena — den zähnefletschenden Bestien gegenüber — wehrlos, verlassen, dem entsetzlichsten, martervollsten Tod überliefert...

Unmöglich! Er, ein Sproß des altehrwürdigen Geschlechtes der Claudier!... Nein, o nein! Den eigenen Sohn konnte der Vater nicht wie einen Verbrecher zerfleischen lassen! Vielleicht wandte sich alles zum Heil! Vielleicht bedeutete seine Verhaftung die Freiheit für alle seine Genossen! Wenn er, Quintus Claudius, zur Lehre der Nazarener schwur, waren sie dann nicht ein für alle Mal vom Verdachte staatsfeindlicher Pläne gereinigt? Konnte man ihn, den reichsten, beneidetsten Jüngling der Siebenhügelstadt, für einen Feind der Gesellschaft halten? Gewiß, sein Vater würde erkennen, wie schwer sich der Staat geirrt: man würde den Glauben, den man blindlings verurtheilt hatte, zum Wort kommen lassen, und das Gesetz, das man eben erst zu seiner Bekämpfung geschmiedet, in Stücke schlagen...

So jagten sich, seinem festen Vorsatz zum Trotz, die Bilder des Schreckens und der Hoffnung rasch wechselnd in seinem aufgeregten Gehirn, bis endlich das Ziel der Wanderung, der mamertinische Kerker am Fuß des capitolinischen

Hügels, erreicht war. Nun ergriff ihn der ganze Schauer der Gegenwart. Hier, mitten in der prunkvollen Weltstadt, Angesichts der mächtigen Tempel- und Säulenhallen, die im Schein der Fackeln noch imposanter dreinschauten als bei Tage, Angesichts der Kaiserpaläste, die er so oft als Gast, als Freund des Imperators betreten, hier sollte er wie ein Missethäter in die schrecklichen Räume des Tullianums hinabsteigen! Der Gedanke war unerträglich! Schon wollte er den Befehlen des Centurio verzweifelten Widerstand leisten. Da fiel sein Blick auf die ruhig heiteren Züge des blinden Calenus, — und mit einem Male ward Alles, was der Greis mit so erschütternder Wahrheit vor der Gemeinde erzählt hatte, für den Jüngling wieder lebendig.

»Es muß durchgelitten werden!« sagte er zu sich selbst. »Freilich, mit achtzig Jahren zuckt das Herz nicht so qualerfüllt, als mit einigen zwanzig ...«

Die Christen umarmten sich unter Thränen. Dann wurden sie nach verschiedenen Räumen des Gefängnisses abgeführt. Zuletzt kam die Reihe an Quintus, für den der Kerkermeister eine gesonderte Zelle bestimmt hatte. Ruhig und gemessen schritt der Jüngling über die Schwelle. Der Kerkermeister setzte ihm Speise und Trank hin — kein erlesenes Mahl, wie es sonst bei Gefangenen vornehmen Standes der Fall war, sondern Verbrecherkost. Dann schloß er die schwere, buckelbeschlagene Thüre und schob den dreifachen Riegel vor.

Quintus sank wie vernichtet auf die steingemauerte Bettstatt. Mit den verhallenden Schritten des Kerkermeisters schien auch die letzte Kraft seiner Selbstbeherrschung gewichen. Er preßte die Hände vor's Antlitz. Ein wildes Stöhnen rang sich aus seiner Brust. Dann saß er stumpf und regungslos fast eine Stunde lang.

Die Ermattung und der Frost brachten ihn zur Besinnung. In dem unterirdischen Raum herrschte eine feuchtkalte Atmosphäre. Zitternd barg er sich in der halb von der Schulter gefallenen Lacerna. Dann sah er sich um.

Die Zelle bestand in einem länglichen Viereck, gerade hoch genug, um das aufrechte Stehen zu ermöglichen. Bei Tage mochte sie das spärliche Licht durch jene rundliche Oeffnung in der Decke empfangen. Jetzt brannte an der Längenwand, gegenüber der Bettstatt, ein rußiges Oellämpchen. Außer dem Lager befand sich nur noch eine roh gezimmerte Bank in dem Raume und ein kurzer eiserner Pflock mit Ringen und Ketten, an die der Insasse des Tags über festgelegt werden konnte. Aehnliche Vorrichtungen gewahrte Quintus in der Nähe der Bettstatt.

Mit scheuer Hand tastete er nach dem klirrenden Eisen. Die Berührung machte ihn schaudern. Er sprang empor und durchmaß die Zelle mit fieberisch erregten Schritten. Unwillkürlich dachte er jenes gätulischen Berglöwen, der damals in Ostia so wüthend die Stäbe seines Käfigs gerüttelt hatte. Er, der stolze, vornehme Römer war jetzt eingesperrt, nicht besser als dieses Thier! Nicht besser?

Ein höhnisches Gelächter scholl grausig von seinen Lippen. Er verglich das luftige Gehäuse des Löwen mit dem scheußlichen Kerker des einst so freien, glücklichen Menschen, — und er fühlte etwas wie Neid... Die plumpe, grauschwarze Thür mit den ehernen Buckeln starrte ihm so unerbittlich entgegen, als ob sie sich nie wieder öffnen sollte. Er trat davor, stemmte die Fäuste dawider und versuchte zu rütteln. Sie wich und wankte nicht. Fest, wie der Deckel eines uralten Sarkophags, lag sie im Mauerwerk. Eine wilde Trostlosigkeit überkam ihn. Er legte die Stirne wider den kalten Beschlag und weinte bitterlich.

Was stand da in hellenischen Lettern, — sorgsam eingeritzt, wie von Händen, die nur allzu reichliche Zeit hatten...?

Er sah es, halb noch durch Thränen, wie ein Wort der Verheißung.

Er las:

»Jesus, mein Erlöser und Heiland, Dir leb' ich und sterb' ich.«

Hier hatte also vor ihm ein anderer Bekenner des Christenglaubens, ein Leidensgefährte, sein Schicksal herangewartet. Mühsam, der gebeugten Seele zum Trost, hatte er dem Kerker, wo er schmachtete, eine Spur aufgeprägt, die ein Späterer finden und begrüßen sollte, wie den Hauch eines fernen Geistes. Und es war keine schmerzerschütterte Klage, kein Schrei der Verzweiflung, sondern ein mutherfülltes Bekenntniß, ein Wort himmlischer Zuversicht und

seliger Hingebung an den Meister! Quintus empfand, was so viele Tausende nach ihm empfunden: die hinreißende Allgewalt des Beispiels, den Zauber des Märtyrerthums. Diese Lehre, die den qualvollsten Tod so leicht machte und im Elende so ruhig, so gelassen, so freudig stimmte — sie mußte das wahre Heil bergen, und höher sein als Alles, was menschliche Klugheit bis zur Stunde ersonnen; — sie mußte auch ihm Balsam in die brennenden Wunden träufeln und ihn auf den Schwingen der Begeisterung über das Fürchterliche hinwegtragen.

Wunderbar getröstet forschte er so weiter an den Wänden umher. Da fand er denn Inschrift über Inschrift, oft kaum erkenntlich in dem bröckelnden Mauerwerk, aber fast alle dieselbe große Leidensgeschichte erzählend und denselben himmlischen Trost: den Tod um des Glaubens willen und die Seligkeit eines gottergebenen Gemüths.

Da stand in lateinischer Sprache, mit stumpfer Kante mühselig eingeritzt:

»Ich, Sericus, 43 Jahre alt, und ich, Psyche, Tochter des Sericus, 17 Jahre alt, schreiben dieses, eingekerkert vom Stadtpräfecten des Kaisers Nero. Wir sind Christen. Wir sterben um unseres Glaubens willen. Wir verzeihen unseren Feinden und hoffen auf die Barmherzigkeit Gottes.«

Gleich daneben in griechischer Sprache:

»Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.«

Darunter von anderer Hand, gleichsam als Fortsetzung:

»Ja, wahrlich, das ist mein Hoffen und der Trost, der mich stärken soll in der Stunde des Todes.«

Je länger sich Quintus Claudius in diese Spuren siegreich bestandener Seelenkämpfe vertiefte, um so mehr hatte er die Empfindung des Wanderers, der in den Schrecknissen der Einöde menschliche Fußstapfen wahrnimmt und so erkennt, daß schon Andere vor ihm durch die Wüste geschritten. Er sah sich im Geiste umringt von der todesmuthigen Genossenschaft, und er schwur sich zu, nicht feiger und zaghafter zu sein, als dieser Sericus und die siebzehnjährige Psyche; als der zwanzigjährige Archilaos, von dem eine andere Inschrift erzählte; als Chabrias, der auf Rhodus die herrlichste und heißgeliebteste Braut zurückließ, um in den Gärten des Nero bei lebendigem Leib zu verkohlen oder am Kreuz zu sterben...

Der Gedanke an Cornelia, den er bis dahin mit instinctiver Hartnäckigkeit zurückgedrängt hatte, stürmte auf ihn herein. Es überrieselte ihn eiskalt. Aber seine Standhaftigkeit war nicht mehr zu erschüttern. Selbst die Erwägung, daß keiner von all' den Blutzeugen, die hier geschmachtet, — auch Chabrias nicht — an Entsetzlichkeit der Lage ihm gleichkomme, da er dem eigenen theuren Vater zum Opfer falle, selbst dies Schrecklichste vermochte ihn nicht mehr zu beugen. Es war, als ob Etwas in seiner Seele erstarrt sei, was bis dahin noch den Wirkungen der

Angst, des Hoffens, der Verzweiflung nachgegeben. Trug er mehr als Alle, die vor ihm gelitten, so mußte die Gottheit, die ihm das aufgeladen, ihn wohl für heldenhafter und stärker halten. Die Qual war größer, aber größer war auch der Ruhm, diese Qual zu besiegen. Das Schicksal hatte ihn auf die Höhen des Lebens gestellt, weithin sichtbar, als einen der Ersten des Volkes... So mußte er denn Herberes erdulden, Unerhörteres leiden, weil sein Untergang laut hinaus schallen würde in alle Lande, wie ein Heroldsruf von dem Gipfel des Berges!

Immer klarer, immer zweifelloser gestaltete sich ihm die heilige Ueberzeugung, daß in seinem Schicksal ein Ruf der Gottheit an ihn ergehe. Er betrachtete sich, voll Demuth und Stolz zugleich, als ein Werkzeug der Vorsehung. In dem Maße, wie dieser Glaube keimte und Wurzel schlug, verschwand ein anderer Gedanke, der ihm während der letzten Stunden wiederholt mit heimlicher Lockung vor die Seele getreten: wenn jede Hoffnung erschöpft sei, mit eigener Hand sich den Tod zu geben. Dieser Gedanke hatte vom Standpunkte des gebildeten Römers durchaus nichts Verwerfliches. Es galt für erlaubt, ja für rühmlich, den Faden seines Daseins gewaltsam abzuschneiden, wenn jede Möglichkeit einer erträglichen Zukunft verloren war. Quintus hatte sich noch nicht so tief in die Anschauungsweise des Christenthums eingelebt, um dies verzweifelte Hilfsmittel gleich im ersten Augenblick von der Hand zu weisen. Nun aber, da er in seinem Schicksal die planvolle Absicht

einer höheren Macht zu erkennen glaubte, war er gegen die Lockung gewappnet.

Inzwischen glomm die Lampe trüber und trüber und erlosch zuletzt völlig. Quintus starrte eine Weile in die nachtschwarze Finsterniß. Dann tastete er sich an der Wand entlang nach der Bettstelle, legte sich auf den modrigen Wollteppich und benützte seine Lacerna als Decke. Nachdem er sich noch einmal vor Gott und seinem Gewissen Treue gelobt bis in den Tod, sprach er das kurze Gebet, das die Gemeinde bei seiner Aufnahme in den Bund gesprochen. Einmal nur hatte er die Worte gehört, aber sie gruben sich unauslöschlich in seine Seele, die schlichten Kindesworte, die da anheben: »Unser Vater ...« Dann entschlief er, so ruhig und gefaßt, als ob er daheim in den weichen Polstern seines Cubiculums liege.

Eine gedämpfte bräunliche Helligkeit schimmerte in die Zelle hernieder, als Quintus nach mehrstündigem Schlummer erwachte. Das Klirren der Riegel hatte ihn aufgeschreckt. Es war der Kerkermeister, der ihm eine frisch gefüllte Amphora hinsetzte. Die Schüssel mit Speltbrei, die noch unberührt war, neigte er auf die Seite, um zu sehen, ob der Inhalt nicht allzu zähe geworden. Nach kurzem Zögern ließ er sie stehen und wollte sich entfernen, als Quintus ihn anrief.

»Welche Zeit ist's?« fragte er, sich vom Lager emporrichtend.

»Zwei Stunden nach Sonnenaufgang.«

»Ich bin hungrig. Gib mir zu essen!«

Der Kerkermeister deutete mit stummer Geberde auf die thönerne Schüssel.

»Ihr treibt keinen Luxus hier im Tullianum,« versetzte Quintus voll Bitterkeit. »Das wäre dem niedrigsten meiner Sclaven, das wäre meinen Hunden zu schlecht.«

Der Schließer zuckte die Achseln.

»Du wirst Dich gewöhnen müssen. Wir haben strengsten Befehl, Jedermann, ohne Unterschied der Geburt, nach der Hausordnung zu behandeln.«

»So? Und wie lautet diese Hausordnung?«

»Speltbrei und Wasser, und zur Stunde der Coena Roggenbrod. Ich kann nicht dafür, wenn's den Hochgebornen nicht munden will. Wir haben hier Leute gehabt, die sich's wohl sein ließen bei solcher Kost, arme Schlucker, die oft Tage lang Nichts zu beißen hatten, wenn die Kornspenden ausblieben.«

»Weißt Du, wer ich bin?« unterbrach Quintus den Schwatzhaften.

»Nein. Ich komme nur selten unter die Menschen. Am Saturnus-Fest wird's ein Jahr, daß ich zum letzten Male das Marsfeld betreten. Aber ich seh's Dir an, Du bist aus edlem Geschlecht.«

»Ich bin Quintus Claudius, der Sohn des Jupiterpriesters.«

»Narrheit!« sagte der Kerkermeister. »Man hat Dich doch im Steinbruch mit den Nazarenern ertappt.«

»Allerdings.«

»So kannst Du nicht Quintus, der Sohn des Flamen Dialis, sein.«

»Du zweifelst? Hat Dich jener Centurio, der die Wache führte, nicht unterrichtet?«

»Nicht mich. Er sprach mit dem Oberaufseher.«

»Gleichviel. Auch Du wirst's erfahren, eh' noch der Tag vergeht. Höre jetzt, was ich bitte! Noch ist die Kunde von meinem Schicksal schwerlich zu den Ohren meines Vaters gedrungen. Aber wenn ihm die Botschaft kömmt, wenn ein Fremder ihm ungemildert das Entsetzliche zuruft, so wird's ihn zu Boden werfen. Nur ich weiß den Ton hier zu treffen, der das Unerträgliche dämpft. Willst Du ihm ein Blatt übermitteln, zwei flüchtige Zeilen nur, oder hier die Wachstafel...?«

»Unmöglich!« sagte der Kerkermeister zurückweichend.

»Sieh' her! Diesen Stilus von gediegenem Golde biet' ich Dir zum Geschenk...«

»Und bötest Du mir das Zehnfache, ich darf nicht. Ich setze mein Leben auf's Spiel.«

»So führ' mich zu deinem Vorgesetzten!«

»Nicht ohne Erlaubniß.«

»Suche sie zu erwirken!«

Der Kerkermeister blickte unschlüssig vor sich hin. Das ruhige und doch so eindringliche Wesen des Jünglings und die Vornehmheit seiner Haltung machten Eindruck auf ihn.

»Ich will seh'n, was sich thun läßt,« versetzte er zögernd. »Gedulde Dich bis zum Abend!«

»Bis zum Abend!« rief Quintus verzweifelt. »Unglücklicher, begreifst Du nicht, daß Du ihn tödtest? Jede Minute ist kostbar, und Du sagst: bis zum Abend!«

Er hatte kaum noch geendet, als draußen vor der Kerkerthür Schritte ertönten. Der Schließer stürzte hinaus. Quintus vernahm Stimmengemurmel, das näher und näher kam. Mit einem Male stand ihm beinahe das Herz still. »Ich danke Dir,« klang es unmittelbar vor der Thüre. »Laß mich allein, wackerer Hämon! Wie Du mich kennst, begehst Du kein Wagniß, wenn Du mich der Zeugen enthebst.«

Quintus blickte verstört nach dem Eingang. Es war die Stimme seines Vaters, die also redete. Gleich danach ging die Thüre auf. Titus Claudius stand vor ihm.

Lange, lange fanden Beide kein Wort. Todtenbleich, unbeweglich starrten sie einander in's Auge. Nur um die Lippen ging ein heimliches Zucken, das einzige äußere Zeichen der unerhörten Gemüthsbewegung. Doch sie verstanden sich. Mühsam, qualvoll rangen Beide nach Fassung.

Der Vater bezwang sich zuerst. Mit banger, tonloser Stimme sagte er, beide Hände krampfhaft im Schooße faltend: »Hier, hier also muß ich Dich wiederfinden!«

Es lag ein so tiefer, namenloser Schmerz in diesen wenigen Worten, daß Quintus am ganzen Leibe zusammenschauerte.

»Vater!« stammelte er... Dann brach er in Schluchzen aus. Verzweiflungsvoll preßte er sein Antlitz wider die Wand, als ob er das kalte Gestein um Erbarmen anflehe.

»Quintus!« fuhr der Priester fort — und seine Stimme klang mild und sanft wie die eines Kindes — »ist es wahr, daß Du zur Nacht in den Höhlen der Nazarener verweilt hast?«

Der Jüngling wandte das Haupt.

»Ja, Vater,« sagte er leise.

»Kanntest Du nicht das Gesetz?«

»Ich kannte es, Vater!«

»Was suchtest Du bei den Aufrührern?«

»Wer darf sie so nennen?« gab Quintus, wieder fester werdend, zurück.

»Jeder Staatsbürger; denn das Gesetz hat sie als solche gebrandmarkt. Antworte mir, Quintus! Was suchtest Du im Kreis der Verworfenen?«

»Was ich im Kreis ihrer Verfolger niemals gefunden, was ich mein Leben lang fruchtlos ersehnt und erhofft habe: den Frieden und das Heil meiner Seele.«

»So ist es wahr, das Unglaubliche...?«

»Was, Vater?«

»Daß Du nicht nur ihr Förderer, sondern Einer der Ihren bist?«

»Du sagst es.«

Titus Claudius ward noch bleicher, noch geisterhafter.

»Unglücklicher,« rief er entsetzt, »so bist Du verloren! Auf dem Frevel des Nazarenerthums steht der Tod.«

»Ich weiß es.«

»Du weißt es? Und gleichwohl trittst Du die Gesetze mit Füßen?«

»In meiner Brust trag' ich ein höheres Gesetz.«

»Es gibt kein höheres Gesetz als die Pflicht. Du bist ein Römer. Du bist mein Sohn. Wahnwitziger! Als Römer frevelst Du gegen das Vaterland, als Sohn zerstückst Du das Herz deines Vaters! Welcher Dämon hält Dich besessen? Welche Krankheit durchwühlt dein Gehirn? Dünkt Dir das grausenhafte Verbluten unter den Griffen gätulischer Bestien so viel wonniger, als die Umarmungen deiner Cornelia? Lockt Dich die Kerkerluft des Tullianums mehr als der Rosenduft deiner Prunkgemächer? Du hast Alles, Alles, was deine Seele begehren mag, und Du verirrst Dich in die Abgründe des Verbrechens! Du befleckst Dich mit dem Schlamme des Aberglaubens! Du verbrüderst Dich mit feilen Sclaven, mit Kupplern und Leichenträgern!«

»Ich folge dem Licht und der Wahrheit,« versetzte Quintus. »Du irrst, Vater, wenn Du die Nazarener so verächtlich als Gesindel bezeichnest. Nicht der Stand macht den Menschen, sondern die Seele. Vor dem Gotte der Nazarener gilt kein Ansehen der Person, — und gerade das macht die Lehre Christi so ehrwürdig.«

»Ehrwürdig? Quintus! Bei allen Göttern, komm zu Dir selber! Ein Jüngling von senatorischem Rang, ein Claudier findet es ehrwürdig, daß ihm gleiche Rechte mit den Packträgern und Henkersknechten vergönnt werden! Wahrlich, dieser Wahnsinn raubt mir die Fassung! Und wie hängt das Alles mit dem Heil deiner Seele zusammen? Hast Du sie mitgemacht, die kläglichen Narrenspossen, über die mir so manchmal berichtet wurde? Hast Du den Galgen geküßt und vor dem Jammerbilde des Gekreuzigten Opfer gebracht? Hast Du den Märchen gelauscht, die der Aberwitz an jene Hinrichtung auf Golgatha knüpft? Wehe mir! Dein Schweigen ist nur allzu beredt! Die Schlauheit dieser Gaukler hat Dich umstrickt, bis Du die Kraft verlorst, ihr Gespinnst zu zerreißen. Oh, ich glaube es wohl, daß es lohnend war, einen Claudier zu ködern! Dein Name wog tausend andere auf! Zur rechten Zeit auf die Fahne geschrieben, konnte er die Sache der Umsturzmänner zum Siege führen! Und Du verkennst diese Pläne! Dein sonst so scharfer Blick durchschaut nicht das verwerfliche Spiel!«

»Vater, wir verstehen uns nicht. Bei Allem, was heilig ist...«

»Ich will nichts hören!« unterbrach ihn der Oberpriester. »Was kannst Du mir sagen? Wer Dich umgarnt hat, und wie weit sich die Sache verzweigt, das wird sich im Laufe der Untersuchung ergeben. Ich komme nicht als Richter, nicht im Auftrage des Senats; ich komme, um Dich zu retten. Bekenne Dich als verführt! Schwöre Dich dem Irr=

glauben ab, der deine Seele doch niemals wahrhaft beherrscht haben kann! Opfre zur Sühne dem Jupiter Capitolinus, — und Alles wird gut werden! Ein Jahr der Verbannung — vielleicht nach Hellas, wo ich Gastfreunde in Menge besitze — wäre das Härteste, was Dich treffen könnte, und selbst dies kurze Exil würde die Gnade des Kaisers auf meine Fürbitte wohl erlassen. Alles ist vorbereitet. Morgen in aller Frühe kann die Ceremonie stattfinden. Bis dahin bleibst Du in meiner Wohnung in Haft, ehrenvoll, wie es dem Glanze deines Namens gebührt. Norbanus in eigener Person will Dich geleiten. Er harrt draußen an der Pforte des Kerkers. Seine angesehensten Officiere werden die Wache bilden. Vorwärts also! Verlassen wir diese Stätte der Schmach, — und möge Dir die bittere Erfahrung zur Lehre dienen!«

Quintus rührte sich nicht. Wie gebannt haftete sein Blick auf der Wandfläche, die in schauriger Nachtstunde ihm so wundersame Geschichten erzählt hatte. Jede Inschrift, jeder Name schien sich in ein bleiches, wehmuthsvolles Gesicht zu verwandeln. Er fühlte in tiefster Brust, daß jetzt der Moment gekommen sei, die Empfindungen jener Nachtstunde in die That umzusetzen. Gleichzeitig aber mit der schwärmerischen Begeisterung des Christen regte sich der unbeugsame Mannesstolz und der eiserne Trotz des Claudiers. Sollte er feiger, unwürdiger, schwächlicher handeln, als die Armen und Elenden? Sein Herz bäumte sich auf bei diesem Gedanken, und das Blut schoß ihm jäh nach der Stirne.

»Ich kann nicht, Vater,« sagte er abgewandt.

»Wie? Du kannst die Wege nicht wandeln, die dein Vater Dich führen will? Hat der Starrsinn der Nazarener schon so gute Früchte getragen? Oder hältst Du das Eingeständniß eines Irrthums für unmännlich? Gib der Vernunft Raum, Quintus! Keinem Sterblichen, nur der Gottheit sollst Du deinen Frevel bekennen. Demuth vor den Göttern aber entehrt nicht . . .«

»Eure Götter sind nicht die meinen!« rief Quintus erregt. »Ein Bekenner des wahren Gottes kann dem Jupiter Capitolinus nicht opfern.«

»Welche Gottheit ist wahrer als die, deren Walten wir überall mit dem Auge erkennen, mit der Seele empfinden? Bist Du so völlig entartet, daß Du den großen Weltgeist, den unsere Altvordern als Jupiter, als Vater des Lichtes verehrten, mit einem sterblichen Menschen vertauscht hast? — mit einem jüdischen Aufrührer, den die Richter des Imperators dem Tod überantwortet?«

»Du irrst, Vater! Wir verehren den Gekreuzigten nicht als Gott, sondern als den Meister, der uns die wahre Gottheit enthüllt hat. Zwischen dem Gott Christi und euren Götzenbildern liegt eine unausfüllbare Kluft. Dein edles Gemüth trägt in die Gebilde des Irrglaubens Ahnungen und Gefühle, die dem Geist dieser Gebilde allezeit fremd waren. Vater, wüßtest Du, wie der Glaube an das Licht, dem ich folge, mein ganzes Wesen durchglüht, Du würdest eher den Einsturz des Himmels er-

warten, als die schmachvolle Verleugnung, die Du mir zumuthest!«

»Unsinniger!« schrie der Priester entsetzt. »Ein Hirngespinnst gilt Dir höher als Glück und Leben, höher als die Ehre deiner Familie? Ende dieses unerhört ruchlose Spiel! Folge mir! Ich beschwöre Dich!«

»Vater!« stöhnte Quintus mit wachsender Seelenangst, — »Gott ist mein Zeuge, daß ich für Dich und das Glück deines Alters jeden Blutstropfen hingäbe: nur das Eine, das Eine vermag ich nicht...«

»Du mußt! Bei allen Göttern, Du mußt! Wie? Mein eigener Sohn als Hochverräther, als verhöhnter und verspotteter Narr, zum ehrlosen Tode verurtheilt, ein Schauspiel des wiehernden Pöbels...? Knabe, Du rasest! Hinweg aus dieser modrigen Zelle! Ich befehl' es Dir!«

Mit ängstlich forschendem Blicke hing Titus Claudius an den bleichen Zügen des Sohnes, die immer mehr wie zu Marmor erstarrten.

»Ich kann nicht, Vater!« Das war Alles, was über die blutlosen Lippen kam.

Da warf sich der stolze Mann verzweiflungsvoll auf die Kniee und hob die Hände empor, wie ein Verbrecher, der seinen Richter um Gnade anfleht. Thränen strömten über das entstellte Gesicht, das in diesem Augenblicke um Jahrzehnte gealtert schien. Er zerriß sein Gewand, er zerraufte sein Haar, er schlug die Stirne gegen die Stein-

fliesen, daß es laut durch die Zelle dröhnte. In herzzerreißenden Tönen beschwor er den Sohn, den er so heiß geliebt, den er als den Stern und das Glück seines Lebens betrachtet, ihn nicht elend zu machen, wie nie ein Mensch elend gewesen auf dieser qual- und kampferschütterten Erde. Er erinnerte ihn an die Tage seiner ersten Jugend, wie er ihn auf den Armen gewiegt, wie er nur für ihn gelebt, gesorgt und empfunden habe. Sein Kind, sein Alles, sein Quintus werde ihm nicht dies furchtbare Schicksal bereiten!

Der Anblick des Unglücklichen war erbarmungswürdig.

»Vater,« schrie Quintus, nach Athem ringend, »was hast Du gethan? Wehe mir! Ich Ungeheuer! Dieses heilige Haupt															haar im Staube! Fasse Dich! Du machst mich wahnsinnig, Vater! O Gott, nicht doch!... Vater, — ich folge Dir... ich bin dein! Das Heil meiner Seele... ich geb' es preis... Du sollst nicht verzweifeln um meinetwillen!«

Titus Claudius erhob sich. Der starke Mann zitterte wie ein Kind. Ein leidenschaftlicher Aufschrei — Vater und Sohn lagen sich in den Armen.

Viertes Capitel.

Der Oberst der Leibwache, von einigen Officieren und Soldaten umringt, empfing den jungen Claudier, der langsam durch das wuchtige Steinportal auf die Straße trat, mit dem stummen Gruß der Verlegenheit. Während der letzten Tage hatten sich Dinge ereignet, die den ehrlichen Kriegsmann aus dem Gleichgewicht brachten. Das höfische Intriguiren, die Umwege und Heimlichkeiten waren durchaus seine Sache nicht. Draußen im Felde, vor dem kampfbereiten Heere der Dacier, ließ er die Kriegslist und die strategischen Kunstgriffe gelten: im Frieden aber und im Herzen des Weltreichs verblüffte ihn diese Methode. Vorkommnisse, wie die Massenverhaftungen der Senatoren und Ritter waren selbst seit der Thronbesteigung des Domitian niemals erlebt worden. Und nun diese räthselhafte Ergreifung des Quintus Claudius im Steinbruch der Nazarener! Norbanus war vollständig rathlos, wie er sich das Ereigniß zurechtlegen sollte. Der Oberpriester hatte ihm nur ganz flüchtige und hastige Erklärungen abgegeben. Das Ganze mochte ebenso gut die Veranstaltung eines

unversöhnlichen Gegners, wie die Folge einer übermüthigen Laune sein. Norbanus hatte die Art und Weise des Jünglings ja schon anderwärts kennen gelernt. Wer Liebesgedichte an vestalische Jungfrauen schrieb, der konnte in ähnlicher Anwandlung auch den Gönner der Nazarener spielen, zumal wenn da irgendwo eine palästinische Rose blühte, ein liebreizendes Mädchen, das durch den Aberglauben seiner Landsleute an Schönheit nichts einbüßte... Freilich — wie sie jetzt so auf ihn herankamen, Beide, Vater und Sohn — da waren ihre Gesichtszüge doch zu bleich und zu ernst, um die Sache so leicht zu nehmen. Der wackere Oberst hatte das dunkle Gefühl, daß er unter allen Umständen das richtige Wort und die richtige Weise verfehlen würde. So hüllte er sich denn in ein würdevoll-bedeutsames Schweigen, das Jeder nach Wunsch und Bedürfniß auslegen mochte. Quintus las darin freundschaftliche Theilnahme und edle Rücksicht, der Oberpriester Schreck und Mißbilligung, die Tribunen und Centurionen Festigkeit und soldatische Strenge.

Man schlug den kürzesten Weg nach der Wohnung des Titus Claudius ein — am Fuße des capitolinischen Hügels entlang, quer über das Forum. Stürmisch drängte sich das Volk von allen Seiten heran. Das Gerücht von der Gefangennahme des Quintus hatte sich längst bis in die äußersten Stadttheile verbreitet. Jetzt wollte Jeder den erlauchten Vater sehen, der den Sohn aus den Abgründen des Tullianums hervorholte. Der kleine Zug

kam nur mit Mühe vom Flecke. Selbst der Lictor, der dem Oberpriester vorausschritt, und die Soldaten der Leibwache blieben machtlos. Hundert Stimmen zugleich riefen sich die Commentare zu dem unerwarteten Schauspiele zu.

»Er hat dem Kaiser nach dem Leben getrachtet,« klang es dumpf aus dem Hintergrunde.

»Unsinn! Er gehört zu den Freunden des Imperators.«

»Er war mit den Nazarenern im Steinbruch.«

»Er hat das Kreuz geküßt.«

»Er ist dem Tode verfallen.«

»Hat sein Vater nicht selbst das Gesetz gemacht?«

»Aber Ihr seht doch, der Vater selber setzt ihn in Freiheit!«

»Das ist der Welt Lauf!«

»Ja wohl! Die Gesetze existiren nur für die Sclaven und Bettler! Im eigenen Hause nimmt man's gemüthlicher!«

Die letzten Worte erklangen dicht in der Nähe des Oberpriesters, so daß er jede Silbe verstehen mußte. Eine dunkle Röthe stieg ihm in's Antlitz. Heiligen Zorn auf der Lippe, wandte er den Blick seitwärts. Er schien reden zu wollen, aber zur rechten Zeit noch besann er sich. Ein Lächeln unaussprechlicher Geringschätzung glitt über den stolzen Mund. Dann sagte er halblaut zu Norbanus:

»Du bist zu nachsichtig, und das Volk wird zu dreist. Deine Leute sollten die Waffen gebrauchen.«

Der Oberst schaute ihm erstaunt in's Gesicht.

»Freilich,« fügte Titus Claudius milder hinzu, »wir konnten dies Gedränge voraussehen. Solch' ein Schauspiel ist Ambrosia für die Gemeinheit.«

Es währte fast zehn Minuten, bis sie die Wohnung des Oberpriesters erreichten. Norbanus und einer der Officiere kamen mit nach den Gemächern am Peristyl: die übrigen Krieger warteten bis auf Weiteres in einem der Gesellschaftsräume am Atrium.

Nachdem Quintus sich gereinigt und ein neues Gewand angelegt, begab er sich, immer von Norbanus und dessen Centurio begleitet, in das Studiergemach seines Vaters, wo sich die Familie inzwischen versammelt hatte.

Quintus wunderte sich, seine Mutter verhältnißmäßig so ruhig zu finden. Er wußte nicht, mit welchem Aufgebot mannhafter Selbstbeherrschung Titus Claudius den ganzen Vorfall als eine geringfügige Verirrung, als ein Mißverständniß dargestellt hatte. Lucilia war aufgeregt. Das Ungewöhnliche und Fremdartige des Ereignisses gab ihrer Phantasie reichliche Nahrung. Für's Leben gern hätte sie über die Begebnisse der letzten Tage einmal mit Fabulla, der klugen Mutter des Cnejus Afranius, gesprochen: aber jetzt, in all' der Verwirrung, war ja an einen Ausflug nach Ostia in keiner Weise zu denken. So mußte sie denn Alles mit sich selbst ausmachen, zumal Claudia von schier

unnahbarer Verschlossenheit war und auf alle Fragen das eintönigste Ja oder Nein hatte. Auch jetzt, da der Bruder in das Gemach trat, blieb Claudia im Gegensatze zu Lucilia wortkarg. Und doch hatte Quintus das unbestimmte Gefühl, als ob sie die Situation schwerer und ernster nähme, als Octavia und die aufgeregte Lucilia. In der That, Claudia kannte ihren Bruder zu gut, um nicht zu ahnen, daß hier mehr im Spiele war, als ein thörichter Einfall. Der Uebermuth verlangt Zeugen; er begeht seine Extravaganzen nur im Kreise ähnlich gestimmter Freunde, die applaudiren können. Was aber ein Charakter wie Quintus so insgeheim und in solcher Gesellschaft plante, das konnte kein Spiel sein.

Während der Stunde, die er hier im Kreis der Familie verbrachte, war auch Quintus überaus schweigsam. In den Polstern des Sessels ruhend, genoß er einige Bissen, die Lucilia ihm darbot. Unterdessen bemühte sich der Jupiter-Priester, den Frauen auseinander zu setzen, inwiefern er zu Gunsten seines Sohnes bei dem Cäsar thätig gewesen, und was die Opfer-Ceremonie, zu welcher Quintus sich anschicke, zu bedeuten habe. Je länger er sprach, um so peinvoller schnürte sich dem Jüngling das Herz zusammen. Der Vater mochte von dem, was er so darlegte, vollgültig überzeugt sein: für den Sohn war es die schwärzeste Lüge, der lächerlichste und feigste Verrath. Es war eine Lüge, daß jugendliche Neugier ihn zur Theilnahme an den Versammlungen der Nazarener bewogen. Es war eine Lüge, daß raffinirte Verführer diese Neugier unter falschen Vor-

spiegelungen ausgenutzt hätten. Es war eine Lüge, daß die Nazarener die Vernichtung der römischen Gesellschaft geplant, daß sie den Ehrgeiz des Bethörten angefacht, daß sie seine Gutmüthigkeit mißbraucht hätten. Es war eine Lüge vollends, daß er Alles, was er jemals mit den Nazarenern gemein gehabt, aus tiefstem Herzen bereue, und nichts sehnlicher wünsche, als sich öffentlich von der Schmach jener Befleckungen reinzuwaschen. Weßhalb schien es nur so unmöglich, den sonst so klaren, ruhigen und gerechten Mann von der Irrigkeit seiner Vorurtheile zu überzeugen? Warum verschloß er sich so hartnäckig der Erkenntniß?

Die Last dieser Fragen und der ganze innere Widerspruch seiner Situation drückte den Jüngling beinahe zu Boden. Matt und theilnahmslos wie ein Stumpfsinniger begab er sich in das Zimmer, das er bis zu seinem Wegzug aus dem Vaterhause innegehabt, — ein freundliches Gegenstück zu dem allerliebsten Gemache Claudia's, im oberen Stocke, wie jenes, und in der nämlichen Flucht gelegen. Die Einrichtung war noch die gleiche wie ehedem. Selbst ein Theil seiner ersten Bücher, seine Knabenspielzeuge und sonstige Erinnerungen an die frohe Vergangenheit hatten hier eine dauernde Stätte gefunden, damit, wie Octavia sagte, der Sohn jederzeit im Elternhause die alte Heimat erkenne. Während der letzten Zeit war das stille Gelaß freilich oft monatelang nur von den Sclaven betreten worden, die den Staub fegten und die Polster der Ruhebänke zurecht schüttelten . . .

Quintus dankte dem Obersten der Leibwache für die rücksichtsvolle Behandlung und bat um die Erlaubniß, allein sein zu dürfen. Norbanus, der die Bewachung des Jünglings jetzt nur noch als eine Formalität auffaßte, war mit Vergnügen bereit. Er postirte vor den Ausgang des Zimmers einen Centurio mit drei Kriegsknechten, empfahl dem Officier das ritterlichste Entgegenkommen, drückte dem jungen Claudier mit einer scherzhaften Rede die Hand und verließ das Haus, da ihn dringende Botschaft nach dem Palatium befahl.

Jetzt erst kam Quintus eigentlich zu sich selbst. Alles, was er während der letzten Stunde erlebt hatte, war ihm nur dumpf und halbverstanden an der Seele vorübergezogen. Wie ein Nachtwandler hatte er die scheinbar sicheren Steige über Höhen und Tiefen erklommen. Da er nun aufwachte, schauderte ihm vor den rings emporgähnenden Schlünden und Abgründen. Wo er hinblickte, — überall grinste ihn das Unerträgliche an, das Elend, die Schande, die Ehrlosigkeit, die Verzweiflung. So oder so, — sein Schicksal war hoffnungslos. Entweder zertrümmerte er die Existenz dessen, den er mehr als sich selbst liebte, — oder er ward zum feigen, schmachbedeckten Verräther, zum Abtrünnigen, der sein Heiligstes muthwillig in den Staub zog. Hatte der Meister von Nazareth nicht gelehrt, daß Der keinen Theil an der unermeßlichen Gnade der Gottheit habe, der aus Menschenfurcht vom Glauben des Heils abfalle? Und war nicht auch das, was ihn zur

Verleugnung trieb, zaghafte Menschenfurcht? Sie hüllte sich freilich in das Lichtgewand heiliger Kindesliebe. Aber mußte der wahre, der echte Glaubensheld nicht auch dies unsäglich furchtbare Weh in Geduld auf sich nehmen? Starb nicht auch Jesus muthig den Kreuzestod, obgleich er wußte, daß den geliebten Eltern das Herz zerbrach? Ja, das that der Gerechte, der Große, der Allgewaltige; aber er, Quintus, er war nur ein schwacher, ohnmächtiger Jünger des Unvergleichlichen. Er vermochte es nicht, und galt es alle Wonnen des Himmels und alle Trostlosigkeit der Hölle! Mochte seine Seele verloren sein in alle Ewigkeit, — wenn er nur dem Vater den gräßlichen Schmerz ersparte. . .

Es war ein qualvoller Tag, den er so zwischen den Zeugen seiner wolkenlosen Kindheit verbrachte. Einmal noch besuchte ihn Titus Claudius, ihm zu danken für den kindlichen Gehorsam, den er geübt, ihm nochmals zu sagen, das Herz des Vaters habe Alles, Alles vergessen. Quintus war unfähig, auf die zärtlichen, mit bebender Stimme hervorgebrachten Worte anders zu erwidern, als durch Seufzen und stumme Geberden. Titus Claudius erblickte in dem Zustande seines Sohnes die Zerknirschung der Reue und bestrebte sich desto eifriger, ihn durch Zuspruch empor zu richten. Da er sah, daß sein Bemühen vergeblich sei, verließ er ihn wieder. Er hoffte, die Einsamkeit und der nächtliche Schlaf werde das erregte Gemüth schon besänftigen.

Er irrte. Quintus schloß die ganze Nacht über nicht ein Auge. Von Zeit zu Zeit glaubte er die Stimme des blinden Calenus zu hören, der ihm die Schmach seines Verrathes vorwarf. Von Angst zerfleischt, fuhr er dann vom Lager empor. Er verglich die Nacht, die er im Tullianum verbracht, und die gegenwärtige hier im Elternhause. Dort — die elende Zelle — und der Tod unter den Griffen der wilden Bestien so gut als gewiß. Hier — das freundlich heitere Gemach, und als Endziel die Freiheit, das Glück seiner Familie und alle Freuden des Lebens... Und doch hatte sein fieberndes Herz gestern Ruhe gefunden, — und heute war es von Martern zerwühlt, unabläſſig, unsagbar... »Verblendeter!« — so klang es ihm durch's Gehirn — »die eigene Seele nur wähnst Du preis zu geben! Aber verräthst und gefährdest Du nicht, so weit es an Dir liegt, das ganze glorreiche Werk deines Meisters? Wenn Alle so handelten, was würde dann aus dem erhabenen Lichtgedanken, der den Dulder am Kreuz noch beglückte: aus der Erlösung der Menschheit? Hast Du ein Recht, das Heil von Millionen zu opfern, um deinem Vater — und liebst Du ihn noch so sehr — einen vergänglichen Schmerz zu ersparen, — einen Schmerz, der vielleicht auch ihn dem Lichte zuführen würde?«

Und jetzt war es, als ob Calenus dicht an das Lager träte und ihm die Hand auf die Stirn legte...

»Fasse Muth!« sprach er weihevoll. »Mit Gottes Hülfe läßt sich Alles, Alles, Alles verwinden!«

Entsetzt fuhr Quintus empor. Er hatte offenen Auges geträumt: es war eine geisterhafte Vision gewesen... Deutlich hatte er den Druck der Hand auf der Stirne gefühlt, und das Propheten-Antlitz geschaut, das so still, so heilig, so weltentrückt leuchtete...

Endlich graute der Morgen. Die Sclaven traten herein, um Quintus anzukleiden. Es war ihm zu Muthe, als gehe sein Weg nach der Richtstätte. Willenlos ließ er mit sich geschehen, was Titus Claudius anordnete.

Die Sonne stieg eben hinter dem Esquilinus empor, da Vater und Sohn, festlich geschmückt, in das Freie traten. Auch Norbanus hatte sich eingefunden, dazu eine große Schaar von Clienten und Freunden. Das Forum und die anliegenden Straßen und Plätze wimmelten, trotz der Morgenfrühe, von einer unabsehbaren Menschenmenge. Der bevorstehende Widerruf war das Ereigniß des Tages. Der Aufsichtsrath der Pontifices, an deren Spitze der Cäsar als Pontifex Maximus stand, hatte mit Rücksicht auf die ungewöhnlichen Verdienste des Titus Claudius eingewilligt, daß die heilige Handlung mit dem täglichen Staatsopfer des Flamen Dialis verknüpft werde, und daß Quintus für gerechtfertigt und vom Verdachte des Nazarenerthums für befreit gelten sollte, wenn er gemeinschaftlich mit seinen Clienten und Freunden dem Oberpriester beim Beginne der Ceremonie ein Gebet zum allgütigen und allmächtigen Jupiter nachspreche, das auf alle Feinde des Staates und insbesondere auf die ruchlosen

Nazarener Verderben und Vernichtung herabflehe. Dies Alles hatte Titus Claudius dem Sohn hastig mitgetheilt — und hinzugefügt, das Weitere ergebe sich wie von selbst.

Langsam bewegte sich der festliche Zug die breiten Stufen zum Capitol hinauf. Quintus vermochte kaum noch zu athmen. Wie die Last eines Grabsteines lag es ihm auf der Brust. Einige Mal blieb er stehen. Seine Kniee erbebten. Norbanus, der ihm zur Seite schritt, stützte ihn...

Auf der Höhe des Capitols angelangt, blickte Quintus unwillkürlich zurück. Sein Auge schweifte hinaus über das menschenbedeckte Forum, am Flavischen Theater vorbei, nach der Via Appia. Dort links, kaum erkenntlich, lag das Gehölz, dessen stille Verborgenheit ihm das Heil des Lebens erschlossen... und jetzt?

»Vorwärts! Was zögerst Du?« raunte ihm der Vater ins Ohr. Und weiter ging's nach dem Tempel. Eine große Volksmenge war nachgedrängt. Halb ehrfürchtig, halb neugierig erfüllte sie jetzt den weiten Raum, wo der Altar der obersten Staatsgottheit mit geweihten Kräutern und kostbaren Binden geschmückt, der heiligen Handlung wartete. Ein Herold gebot Schweigen. Das letzte Murmeln verstummte. Zwei Tempeldiener führten die feierlich bekränzten Opferthiere herzu. Ein dritter mischte den Weiheguß aus Wein, Quellwasser, Weihrauch und Opferschrot.

Nun trat der Oberpriester vor den Altar. Er war todtenbleich. Die Hände emporhebend, sprach er mit tiefer, weithin hörbarer Stimme:

»Jupiter, Du Gütigster, Du Gewaltigster! Errette den Staat, den Du groß gemacht!«

»Errette den Staat, den Du groß gemacht!« erklang es im Chore. Auch Quintus regte, leise flüsternd, die Lippen.

»Zermalme die Feinde des römischen Namens mit dem Zorn deines Blitzes!« betete Titus Claudius.

Abermals wiederholte der Chor.

»Insbesondere vernichte jene ruchlosen Hochverräther, die den Aberglauben und den Sturz der Gesellschaft auf die Fahne geschrieben! Vernichte das Gewürm der wühlenden Nazarener!«

»Nein, und tausendmal Nein!« schrie es dröhnend durch den hallenden Tempelraum. »Reißt mich in Stücke, aber erlaßt mir die schmachvolle Lüge!«

Titus Claudius wankte. Krampfhaft stützte sich die zitternde Rechte auf den Altar.

»Mein Sohn, mein Sohn, was hast Du gethan?« murmelte er mit verlöschender Stimme.

»Was ich mußte!« rief Quintus verstört. »Führt mich in den Kerker zurück! Tödtet mich! Ich sterbe als Nazarener!«

Ein beispielloses Getümmel war die Folge dieses unerwarteten Zwischenfalls. Titus Claudius stieß einen schwachen Schrei aus und sank halb ohnmächtig in die

Arme der Opferdiener. Die Menge, die in den Worten des Jünglings eine Herausforderung erblickte, vergaß alle Rücksicht, die sie dem Heiligthum schuldete, und drängte sich, drohend und Rache schreiend, heran. War auch der Glaube an die Lehren der Volksreligion nur noch in wenigen Gemüthern lebendig: der Römerdünkel, der an die Stelle des alten Römerstolzes getreten war, verlangte sein Recht. Was Quintus Claudius hier gewagt hatte, war eine Beleidigung der Volksmajestät, eine Verhöhnung des römischen Namens, — hundertmal unverzeihlicher, als die Thorheiten der Armen und Elenden, die sich insgeheim in den Steinbrüchen um das Kreuz schaarten. Vergeblich war Norbanus bemüht, die Ordnung herzustellen. Selbst die nächsten Freunde standen rathlos und wie gelähmt.

Da mit einem Male erscholl wieder die Stimme des Oberpriesters. Er hatte sich aufgerafft. Er stand fest und gebieterisch vor dem Altar.

»Zurück!« rief er, die Rechte wie ein blitzschleudernder Jupiter nach dem Volke wendend. »Was wollt Ihr? Was fürchtet Ihr? Das Gesetz ist unbeugsam! Centurionen der Leibwache, thut Eure Pflicht: ich thue die meine! Hinweg mit dem Nazarener! Bringt ihn zurück ins Gefängniß! Ihr aber, thörichte Lärmer, verstummt in Andacht, auf daß der Priester die heilige Handlung vollende!«

Todtenstille war die Antwort auf diese Rede. Niemand rührte sich; keiner der Centurionen wagte, dem Befehl des Priesters Folge zu leisten.

»Was sträubt Ihr Euch?« sagte Quintus, zu Norbanus gewandt. »Der Boden hier brennt mir unter den Füßen. Geleitet mich!«

Traurig gesenkten Hauptes verließ Norbanus mit seinen Untergebenen den Tempel. Quintus schritt langsam in ihrer Mitte. Noch einmal wandte er sich, schmerzlich ergriffen, um.

»Leb' wohl, mein Vater!«

»Quintus Claudius hat keinen Vater mehr!« versetzte der Priester hinwegblickend. Hierauf begann er von Neuem das unterbrochene Gebet und vollzog nach allen Regeln das Opfer.

Fünftes Capitel.

Seit den zuletzt erzählten Ereignissen waren acht Tage verflossen. Ueber dem Hause der Claudier schwebte es wie ein Hauch der Erstarrung. Der Verkehr mit der Außenwelt beschränkte sich auf das Nothwendigste. Die Insassen schlichen bleich und wortlos an einander vorüber. Titus Claudius versah die Obliegenheiten seines Amtes mit eiserner Regelmäßigkeit, aber ohne innerliche Betheiligung, stumpf, mechanisch. Der Name seines Sohnes kam ihm nicht auf die Lippen. Und doch fühlte man, daß ihn der Eine fürchterliche Gedanke unablässig beschäftigte. Aehnlich erging es den beiden Mädchen. Alle Frische, alle Jugendlichkeit schien von ihnen gewichen, — zumal von Claudia, die doch ihr eigenes Geschick so standhaft und hoffnungsfreudig ertragen hatte. Nur Octavia hielt unerschütterlich an der Zuversicht fest, ihr Gatte, dessen allesbezwingende Willenskraft so manchen Kampf siegreich zu Ende geführt, werde auch jetzt noch in dieser verworrenen Lage die Lösung finden.

Es war frühe am Morgen, zwei Stunden nach Sonnenaufgang. Octavia saß mit ihren Töchtern schweig-

sam und gedankenverloren in jenem traulichen Wohngemach, wo Cajus Aurelius noch vor so kurzer Frist die Thebais des Statius vorgelesen. Mit ihnen war Cornelia. Blaß und regungslos lehnte sie unweit des Eingangs und horchte hinaus in die Säulenhalle. Sie wartete auf die Rückkehr des Oberpriesters, der beim Cäsar verweilte und dort eine Bitte vortrug. Seit dem Tage nämlich, da man Quintus in den Kerker zurückgeführt hatte, war Cornelia nicht müde geworden, Zutritt ins Tullianum zu heischen, um den Starrsinn ihres Geliebten brechen zu können; denn sie war fest überzeugt, nur aus Trotz habe er seinen Widerruf noch im letzten Augenblick unterbrochen. »Du verstehst nicht zu flehn und zu schmeicheln,« hatte sie zu dem Oberpriester gesagt. »Deine Bitte selbst klingt wie Befehl; sie läßt den Stachel des gekränkten Stolzes zurück. Ich aber, ich bin ein Weib, ich bin seine Braut, ich liebe ihn, ich bete ihn an! Sein Herz wird weich werden, sobald er meine Stimme vernimmt!«

So hatte sie zu Titus Claudius geredet, und der Priester, obgleich er fühlte, daß Cornelia den Charakter seines Sohnes nicht völlig begriff, glaubte doch, dieser letzten Möglichkeit die Hand bieten zu sollen. Leider stieß er hier auf unerwartete Hindernisse. Der Oberaufseher des mamertinischen Kerkers weigerte, auf höhere Befehle gestützt, ohneweiters den Zutritt. Die Erklärung des Priesters, er übernehme alle und jede Verantwortlichkeit, blieb wirkungslos.

Titus Claudius wandte sich an den Stadtpräfecten. Nach langen Erörterungen dieselbe Resultatlosigkeit. Es mußte irgend Jemand an der vollständigen Isolirung des Gefangenen ein besonderes Interesse haben, und dieser Jemand mußte sehr hoch stehen... Ein Besuch bei dem Adjutanten Clodianus verfehlte gleichfalls den gewünschten Erfolg. Ueberraschender Weise legte der Adjutant sogar eine wahrhaft drakonische Unerbittlichkeit an den Tag, wie dies sonst im Verkehr mit einflußreichen Persönlichkeiten keineswegs seine Art war. Titus Claudius verließ ihn äußerst verstimmt. Es schien, als solle diese Begegnung eine dauernde Spannung, um nicht zu sagen, Feindschaft zwischen den beiden Männern hervorrufen. Auch dieser Kunstgriff des Adjutanten war schlau berechnet. Wenn der Cäsar hiervon erfuhr — und er mußte davon erfahren, denn die Unterredung geschah vor Zeugen — dann konnte er an der Hingebung seines getreuen Clodianus nicht länger zweifeln. Das war ein echter, ein zuverlässiger Diener, der sich lieber den mächtigen Jupiter-Priester zum Gegner machte, als daß er die Gesetze und die Interessen des Staates, denen hier die Privatinteressen des Imperators auf so merkwürdige Weise parallel liefen, auch nur um ein Jota verkürzte.

Von Clodianus begab sich Titus Claudius zu dem Oberkämmerer Parthenius. Immer der nämliche Widerstand, — hier allerdings in die höflichste und liebenswürdigste Form gekleidet. Es ging nicht, es war einfach

unmöglich. Wenn Parthenius aber sonst irgendwie den erhabenen Claudius verpflichten könne, so werde es mit jenem unermüdlichen Eifer geschehen, den der Oberkämmerer einem so hochverehrten, ruhmgekrönten, unvergleichlichen Manne allezeit bewiesen zu haben sich mit stolzer Freude bewußt sei.

Nach zwei oder drei weiteren Versuchen, einflußreiche Persönlichkeiten für die Sache zu interessiren, entschloß sich der Oberpriester, dem Kaiser selbst sein Verlangen vorzutragen, — so hart es ihm auch ankam, in der eigenen Sache als Bittsteller zu erscheinen. Seit einer halben Stunde verweilte er jetzt drüben im kaiserlichen Palaste.

Mit fiebernder Spannung sah die Familie, und insbesondere Cornelia, seiner Rückkunft entgegen. Jeder Schritt, der über die Fliesen scholl, ließ das erregte Mädchen heimlich zusammenschauern. Ihre Hand faßte dann zitternd nach der Lehne des Sessels; ihr Athem stockte; ihr Angesicht schien wie Marmor. Wenn dieser letzte Gang fehlschlug! Ach, und Cornelia hatte ja Gründe genug, seine Fruchtlosigkeit für so gut wie gewiß zu halten! Domitianus, der fleischgewordene Haß, die verkörperte Rachsucht, — es war ja undenkbar! Domitianus, den sie verschmäht und gedemüthigt hatte, wie eine Fürstin den Sclaven, er sollte in den Versuch willigen, den Jüngling zu retten, der ihre Liebe besaß...! Und doch, wenn irgend Jemand im Stande war, diese Einwilligung durch die

Macht seiner Persönlichkeit zu erzwingen, so war es der Oberpriester...

Viertelstunde um Viertelstunde verstrich. Man sprach kaum eine Silbe. Claudia, die ein Buch zwischen den Fingern hielt, versuchte zu lesen, aber sie kam nicht über die ersten drei Zeilen hinaus. Lucilia blickte schweigsam zu Boden und überließ sich den allertrübsten Gedanken. Immer wieder tauchte jener einzig schöne Tag von Ostia vor ihrer Seele empor. Was hatte die kurze Spanne Zeit zwischen damals und jetzt aus den drei glücklichen jungen Mädchen gemacht! Der Verlobte Cornelia's im Kerker, der Geliebte Claudia's als Hochverräther verfolgt, in die Ferne entwichen — vielleicht auf Nimmerwiederkehr... Und sie, Lucilia — sie hatte freilich keinen Freund und keinen Verlobten, — nein, Niemanden, der sich um sie kümmerte... aber sie nahm doch Theil an Allem, was Cornelia und Claudia betraf, und auch sie war damals so glücklich gewesen in dem stillen, traulichen Landhause, o so glücklich! Die gute alte Fabulla! Wie freundlich sie war, wie zuvorkommend! Und wie verständig blickten die treuen Augen! Diese Augen schwammen jetzt wohl nicht minder in Thränen, als die Claudia's, die in so mancher verschwiegenen Nachtstunde heimlich weinte, wenn sie Lucilia entschlummert glaubte. Fabulla's einziger Sohn Cnejus Afranius gehörte ja mit zu den Flüchtlingen! Wie mochte ihr Herz erbangen, wenn die gewohnten Grüße und Besuche ausblieben, wenn sie die ehrliche, kraftvolle Stimme nicht

mehr vernahm! Ach, es war wirklich ein Herzeleid! Die arme, unglückliche Frau!

Eben wollte sich Lucilia eine verstohlene Thräne trocknen, als sie mit einem lauten Aufschrei vom Sessel empor fuhr. Im Rahmen der Thür erblickte sie leibhaftig den Gegenstand ihrer mitleidsvollen Betrachtungen. Fabulla, von Baucis geleitet, war eingetreten und bat, unter zahllosen Betheuerungen ihrer schuldigen Ehrfurcht, um Nachsicht, daß sie es wage, die erlauchte Familie des Titus Claudius durch ihre Gegenwart zu belästigen. Seit zehn Tagen sei sie ohne Nachricht von ihrem Sohne. Ihre Briefe seien ohne Antwort geblieben. Ein Bote, den sie nach des Cnejus Wohnung gesandt, habe das Haus verschlossen gefunden. So sei sie in ihrer Verzweiflung nach Rom geeilt, — und da sie sonst keine menschliche Seele hier kenne, so habe sie an die edlen Jünglinge und Jungfrauen gedacht, die ihr neulich in Ostia die Ehre des Besuches erwiesen.

Während sie dies in abgerissener Rede hastig hervorbrachte, war Lucilia voll Herzlichkeit auf sie zugeeilt, hatte ihre Hand ergriffen und sie bewillkommt. Auch Octavia machte eine Geberde der Höflichkeit und bat die Ermüdete, sich niederzulassen. Claudia aber, und vollends Cornelia, schienen so vollständig von ihren eigenen Gedanken beherrscht, daß sie von der Eintretenden kaum Notiz nahmen. Lucilia bemerkte dies. Da nun auch Titus Claudius jeden Augenblick aus dem Palatium zurückkehren

konnte, so glaubte sie ihren Angehörigen sowohl wie der guten Fabulla einen Dienst zu erweisen, wenn sie der Letzteren die gewünschte Auskunft unter vier Augen ertheilte. Sie fand hierfür einen schicklichen Vorwand und führte Fabulla in demselben Augenblicke nach oben, als vom Ostium her die gemessenen Schritte des Hausherrn erschollen.

Titus Claudius trat ernst und mit vollkommenster Selbstbeherrschung ins Zimmer. Nur ein leichtes Roth auf Stirn und Wangen verrieth, daß er eine tiefe Gemüthsbewegung hinter sich hatte.

»Deinem Besuch im Gefängnisse steht Nichts weiter im Wege,« sagte er ruhig. Dann setzte er sich und bat mit heiserer Stimme um einen Trunk Wasser.

»Ist's möglich?« rief Cornelia, wie verzückt auf ihn loseilend. »Ich darf ihn sehen? Du hast's erreicht?«

Titus Claudius machte eine abwehrende Bewegung. Ein Sclave bot ihm den Becher. Er trank mit langen, gierigen Zügen.

»Es hat schwer gehalten,« sagte er, da alle Blicke in fiebernder Spannung an seinem Munde hingen. »Der Imperator war nicht wie sonst. Er empfing mich kühl, beinahe abweisend.«

»Dich?« rief Octavia emporfahrend; »seinen treuesten Diener?«

»Er vermeinte, ich bäte um Gnade für den verhafteten Nazarener. . Dann, Octavia, hätte der Cäsar ein Recht gehabt, mir zu zürnen, denn mein Verlangen

hätte die Sicherheit des Staates gefährdet. Man gibt nicht Gesetze, um sie gleich beim ersten Falle wieder zu beugen. Daß der Herrscher mich so mißkannte, — es trieb mir die Röthe der Scham und des Zornes ins Angesicht! Ich erklärte ihm, vielleicht allzu nachdrücklich, daß er sich täusche. Was Titus Claudius erbitte, das sei durch keinen Spruch der Gesetze verwehrt, sondern nur durch die übergroße Aengstlichkeit eines Beamten. Ich erzählte ihm nun, wie ich bemüht gewesen, jene Aengstlichkeit zu besiegen, — und wie ich überall auf die gleiche Abgeneigtheit gestoßen. Da sei ich denn zum Entschlusse gelangt, vor ihn, den Urquell des Rechts und der Huld, zu treten, um so mit unzweifelhafter Sicherheit, wenn auch mit Belästigung seiner erlauchten Person, an's verwehrte Ziel zu gelangen. Er möge gestatten, was man bis zur Stunde niemals verweigert habe. Ich sei bereit, mit meinem Kopf dafür einzustehn, daß der Lauf der Gerechtigkeit durch diese Verwilligung nirgends gehemmt werde. Der Imperator ward finster, beinahe zornig. Er warf mir Blicke zu, wie ich sie niemals gekannt habe. Doch er willfahrte mir. Unverzüglich sandte er zu Parthenius . . .«

»Deine Hoheit und Würde hat ihn bezwungen!« sagte Octavia aufathmend.

»Und wann, wann . . .?« fragte Cornelia.

»Sobald Du willst. Zwei meiner Sclaven begleiten Dich. Die Schlange hier mit dem Namenszug wird Dich ausweisen.«

Er zog einen Ring ab, der nach Vorschrift durchbrochen war, und überreichte ihn dem vor Freude zitternden Mädchen.

»Keine Secunde will ich verlieren!« rief sie hoch aufglühend. »Ihr werdet sehen, sein Trotz zerschmilzt, wie der Schnee des Sorakte bei der Rückkehr des Frühlings!«

Den beiden Sclaven voraus eilte sie nach dem Atrium und bestieg ihre Sänfte.

Der Oberaufseher des mamertinischen Kerkers war bereits in Kenntniß gesetzt. Er selbst kam bis vor den Eingang und empfing die Besucherin mit vollendeter Höflichkeit. Mehr noch als der vornehmen Geburt Cornelia's, schien diese Höflichkeit ihrem Unglück, ihrer majestätisch ruhigen Haltung und ihrer Schönheit zu gelten. Da sie den Ring zeigte, den ihr Titus Claudius gegeben, machte der Oberaufseher eine Bewegung, als verzichte er auf jeglichen Ausweis. Er bat sie, die Sclaven bei den Sänftenträgern zu lassen und ihm nach der Zelle zu folgen, wo ihr ein unbelauschtes Zwiegespräch mit dem verhafteten Quintus gestattet sei. In einer Stunde werde er wieder kommen und sie zurückführen.

Die Thüre drehte sich in den Angeln. Quintus und Cornelia sanken sich mit dem halb unterdrückten Aufschrei unendlichster Leidenschaft in die Arme. Schmerz, Liebe, Verzweiflung, Groll und sehnsüchtige Hoffnung drängten sich in diesem Doppelschrei von den zitternden Lippen.

Nachdem der erste Sturm der Gefühle ausgetobt hatte, ergriff Cornelia ihren Geliebten schmeichlerisch bei der Hand und sah zu ihm auf wie ein bittendes Kind.

»Quintus,« sprach sie voll Innigkeit, »wie bist Du grausam gewesen! Kennt Ihr Männer denn nur das eine Wort: Stolz? Muß diesem Götzen Alles geopfert werden, — auch das Süßeste, Heiligste? Dein armer Vater...! Doch was red' ich von Andern, da Niemand so unermeßlich leidet wie ich! Wehe, dreimal Wehe über den Trotz dieser Claudier! Wenn der Zufall Dich mit den Nazarenern in Beziehung gesetzt hat, bist Du um deswillen auch verpflichtet, ihre Sache bis auf's Blut zu vertreten, als wär' es die deine?«

»Sie ist die meine,« versetzte Quintus, traurig zu Boden blickend.

»O ja, so behauptest Du! Ein Claudier läßt sich durch Drohungen nicht zur Schwäche verleiten! Das ist erhaben, das ist großartig! Was aber die Drohungen nicht vermögen, das erzwingt die Liebe. Quintus! Erwäge doch! Fühl' es doch aus, was deine Weigerung bedeutet! Du bist der Sohn einer beglückten Familie, und der Abgott eines liebenden Mädchens, das zu Grunde geht, — hörst Du, Quintus? zu Grunde, wenn die finstern Mächte des Gesetzes Dir auch nur ein Haar krümmen! Ja, ich weiß es: das Festhalten an dem, was Ihr einmal begonnen habt, gilt Euch für die vornehmste Tugend. Eure Dichter preisen die Zähigkeit als das Glorreichste.

Ihr rennt lieber blindlings vorwärts im Irrthum, eh' Ihr Kehrt macht und die richtige Straße sucht. Hier aber... Quintus, gesteh' es selbst!... Es gibt eine Zähigkeit, die Eigensinn, die Verbrechen ist! Du kannst doch unmöglich die Fabeln dieser nazarenischen Lehre für wahr halten...!«

»Für die einzige Wahrheit, die uns geworden ist!«

»Wie? Ist das im Ernste mein stolzer, kluger, herrlicher Quintus, der also redet? Muß erst Cornelia Dir sagen, daß aller Götterglaube, wie er auch heißen möge, jener vergoldeten Nuß gleicht, die dem Thoren als Kleinod gilt, während der Weise sie wägt und erkennt, daß sie hohl ist...?«

»Der Götterglaube, — ja, Cornelia, nicht aber der Gottesglaube! Ein Wort ist gar unbeständig und flüchtig. Götter — so nennt der Pöbel die Gebilde des Wahns, denen er menschliche Leidenschaften und Irrthümer andichtet. — Auch Dionysos, auch Silen ist ein Gott... Was wir Gott nennen, theure Cornelia, das hat Nichts gemein mit diesen öden Phantasmen. Unser Gott wohnt nicht in Tempeln, die von Menschenhänden gemacht sind. Unser Gott ist ein Geist, — und der Inbegriff alles dessen, was in uns, um uns und über uns lebt und webt und die Seele mit Schmerz und Wonne erfüllt. Er ist das Licht, das vom Himmel flammt; die Blüte, die sich dem Lenz erschließt; die Sehnsucht, die mein Herz an das deine drängt, und der Todesmuth, der mich für die Lehre des Meisters von Nazareth ungebeugt sterben lehrt!«

»Sterben!« rief Cornelia verzweifelt; »Quintus, mein Alles — und sterben! Aber das Himmelslicht und die Blüte des Lenzes und alles Schöne in uns und außer uns heißt uns leben! Wenn Du, mein Geliebter, glaubst, was ich nie, nie wieder zu glauben vermag: daß höhere Mächte unser Dasein gestalten, — wohlan: so pflege diese tröstliche Ueberzeugung! Pflege sie wie ein Gärtner die Blume! Was aber zwingt Dich, dein Geheimniß vor aller Welt zu bekennen? Was treibt Dich so unwiderstehlich in die Gemeinschaft jener verabscheuten Secte, deren beste Genossen nicht werth sind, Dir den Staub von den Sandalen zu küssen?«

»Der Wille des Meisters. Wer das Heil erkannt hat, dem ist es höchste und erhabenste Pflicht, an dem großen Erlösungswerke mitzuarbeiten. Ohne es noch zu ahnen, lechzt und stöhnt die blutende Menschheit dem Lichte entgegen, das ihr heute so gering und verächtlich erscheint. Du hast den Glauben an die Gottheit verloren, weil die Form, unter der Du sie glaubtest, eine verwerfliche war. Bevor Du diesen Zustand öder Trostlosigkeit überwunden hast, wirst Du mich niemals begreifen können. Ich versuche auch gar nicht, Dir's klar zu legen. Ich sage nur Eins: Trotz aller unaussprechlichen Liebe für Dich und die Meinen, trotz der feurigen Jugendlust, die mir so stürmisch die Adern schwellt — ich kann nicht anders! Ich bin und bleibe ein Christ!«

»Quintus ein Christ! Quintus verschmäht seine Cornelia, um mit den Sclaven und Handwerkern der Subura im Theater zu bluten! Ach, und wir hatten so schön, so himmlisch geträumt von dem Glück der Zukunft! Eine leere, nichtige Formel wiegt ihm schwerer, als mein zertrümmertes Leben!«

»Eine Formel? O wär' es nur das! Jede Demüthigung wollt' ich auf mich nehmen um Deinetwillen!«

Cornelia trat dichter zu ihm heran. Sie umschlang ihn. »Quintus!« rief sie laut aufweinend. »Stoße mein Herz nicht zurück! Siehst Du, mit glühenden Thränen fleh' ich um Gnade! Ich will deine Sclavin sein; ich will Dich vergöttern dein Lebenlang! Nur erbarme Dich meines Elends! Sprich ein Wort, Quintus! Sag', daß ich hoffen darf!«

»Cornelia! Du machst mich wahnsinnig! Ich kann nicht, so wahr mir Gott helfe, ich kann nicht!«

Cornelia richtete sich hoch auf.

»Wohlan,« sagte sie mit eisiger Stimme, »wo Du bleibst, da bleibe auch ich! Wir haben uns Treue geschworen. Den Schwur will ich halten.«

»Was hast Du vor?«

»Das wirst Du seh'n, Quintus! O, so leicht lassen sich die Fesseln meiner Liebe nicht abschütteln!«

Sie trat zur Thüre und pochte wider die Planken. Kurz darauf erschien der Oberaufseher mit dem Kerkermeister.

»Du kannst mich hier behalten!« rief sie dem Ersteren zu. »Auch ich gehöre zum Bunde der Nazarener.«

»Sie spricht im Fieber,« sagte Quintus erschreckt. »Sie ist hergekommen, mich dem Nazarenerthum zu entfremden.«

»Deine Beredtsamkeit aber hat mich bekehrt!« rief sie höhnisch. »Aufseher, thu' deine Pflicht! Ich bekenne mich schuldig, den Gott der Nazarener für den einzigen wahren Gott, Euren Jupiter aber für eine lächerliche Puppe zu halten!«

Der Aufseher schüttelte wie rathlos den Kopf.

»So folge mir,« sagte er zögernd. »Ich berichte dem Stadtpräfecten.«

»Quintus, leb' wohl!« rief Cornelia, ihrem Geliebten einen triumphirenden Blick zuwerfend. »Besinne Dich, Quintus! Sonst. . . auf Wiedersehen vor den Bestien der kaiserlichen Arena!«

Quintus stand wie versteinert. Gleich darauf fiel die Thüre zu. Riegelgeklirre — verhallende Schritte — er war allein.

Sechstes Capitel.

Am folgenden Tage begab sich Titus Claudius zum zweiten Male als Bittsteller nach dem Palatium. So wiederholte sich unter dem Druck der Verhältnisse innerhalb weniger Stunden, was der stolze Mann so lange Jahre hindurch grundsätzlich vermieden hatte.

Es war heute kein officieller Empfang. Der Imperator hatte sich spät vom Lager erhoben. Jetzt, da die Sonne schon hoch über dem cälischen Hügel stand, weilte er mit Clodianus und Parthenius in einem der nach Südosten gehenden Wohnräume. Er wußte, weshalb Titus Claudius Gehör verlangte, denn schon gestern hatte der Stadtpräfect von dem seltsamen Vorfalle im Staatsgefängniß Meldung gemacht.

Als der Oberpriester beim Eintreten gewahrte, daß der Imperator nicht allein war, blieb er unwillkürlich einen Augenblick stehen. Bis dahin hatte er das Vorrecht genossen, in allen wichtigen Fragen den Kaiser stets nur unter vier Augen zu sprechen; das Schreiben aber, in welchem er die heutige Unterredung erbat, hatte die Angelegenheit ausdrücklich als eine persönliche und discrete bezeichnet.

Domitianus erhob sich, trat ihm einige Schritte entgegen und küßte ihn. Noch nie war dem Oberpriester diese althergebrachte Höflichkeitsformel so sinnlos und heuchlerisch vorgekommen. Der Gesichtsausdruck des Cäsars hatte etwas so Heimtückisch-Vergnügtes, daß Titus Claudius zum ersten Mal Etwas wie ein Echo der so lange als trügerisch und vorurtheilsvoll zurückgewiesenen öffentlichen Meinung verspürte. Welch' ein Lächeln, welch' ein unstät flimmerndes Mienenspiel! Irgend eine neue Leidenschaft mußte den Imperator verwandelt haben, — ein dämonischer Trieb, dem das Ansinnen des Oberpriesters im Wege stand! Das hatte Claudius schon gestern gefühlt, als er für Cornelia den Zutritt ins Gefängniß erwirkte. Fast sah es aus, als ob der Cäsar nur darum den Adjutanten und den Oberkämmerer zu sich beschieden, damit ihre Gegenwart ihm als Schutzwehr diene gegen etwaige Anwandlungen der Nachgiebigkeit und der Schwäche.

»Was bringst Du mir, theurer Claudius?« fragte der Imperator mit kühler Förmlichkeit.

Der Oberpriester sah ihm fest und ehrlich ins Angesicht.

»Herr,« gab er voll Würde zurück, »auch heute komm' ich eine Gunst zu erbitten. Ich weiß nicht, ob Dir berichtet wurde... Die Braut meines Sohnes, wie von plötzlichem Wahnwitz befallen...«

»Ihr Verbrechen ist mir bekannt,« unterbrach ihn der Cäsar. »Ich beklage Dich aufrichtig, aber ich kann und darf dem Gesetze nicht in den Arm fallen.«

Titus Claudius erblaßte.

»Herr,« begann er, nachdem er tief Athem geholt, »ich komme nur, um zu hindern, daß die Gerechtigkeit in blinde Grausamkeit ausarte. Das Gesetz verurtheilt die Nazarener, nicht aber ein exaltirtes Geschöpf, das in seiner Herzensangst jenen Irrglauben heuchelt. Laß Dir erzählen, Herr. . .«

»Das Gesetz prüft die That,« unterbrach ihn der Kaiser, — »nicht die Gesinnung. Nur die Götter schauen die Seele. Wie auch wolltest Du erweisen, was Du behauptest?«

»Durch den heiligsten Eidschwur. Ich weiß es, Cornelia verabscheut den nazarenischen Irrwahn. Und siehe, Titus Claudius bittet ja nur für sie, nicht für den Andern. . .! Das verbürgt Dir doch die Wahrhaftigkeit meiner Rede. Wenn ich lügen wollte, — so geschäh' es wohl eher für ihn, als für die Nichte des Cinna!«

Sein Mund zuckte, da er die letzten Worte sprach. Clodianus blickte nicht ohne Mitgefühl auf die einst so stolze, hoheitsvolle Gestalt, die jetzt wie innerlich gebrochen, das Haupt senkte. Selbst der kühle Parthenius ward einen Augenblick von jener Regung ergriffen, die ein Vaterherz bei fremder Eltern Leide durchschauert. Nur Domitianus blieb ungerührt.

»Ich zweifle nicht, Claudius, daß Du die Wahrheit redest,« sagte er mit erkünsteltem Wohlwollen, »aber meine persönliche Ueberzeugung muß schweigen, wo das Staats-

wohl in Frage kommt. Und dieses Staatswohl würde gefährdet sein, wenn ich deinen Wünschen, die ich bis jetzt nur errathen kann, schwachherzig nachgeben wollte. Soll der Stadtpräfect die Verhaftete frei geben, damit sie in allen Straßen verkündet: Ich bin Christin, aber Titus Claudius hat mir die Ungestraftheit erwirkt!...? Du siehst, die Verhältnisse sind mächtiger, als mein Wille...«

Der Oberpriester blickte schweigend zu Boden. Allerdings, wenn Cornelia bei ihrem Wahnwitz verharrte, so war der Imperator im Recht.

»Wohl, Herr,« begann er mit leiserer Stimme, »ich bekenne, daß ich diese Möglichkeit übersehn hatte. So bleibe sie denn verhaftet, bis ihr aufgeregter Sinn sich geändert hat. Nur Eins erbitt' ich von deiner Gnade: erlöse sie aus dem Kerker und nimm sie anderwärts in Gewahrsam! Sie ist zart, Herr... Behandle sie wie eine Kranke, nicht wie eine Verbrecherin!«

Domitianus wechselte einen Blick mit Parthenius. Dann spitzte sich sein Mund zu einem süßlichen Lächeln.

»Unsere Huld,« sagte er, »müht sich unablässig, den Freunden Gutes zu thun. Wo ein so verdienter Staatsbeamter Wünsche und Bitten äußert, da muß der Imperator gewähren, — wenn es irgend vereinbar ist mit seinen Pflichten und Rücksichten. Gut denn! Ich will, auf die Gefahr hin, der Parteilichkeit geziehen zu werden, die Jungfrau hier im Palatium auf's Ehrenvollste bewachen lassen. Sie soll ihre Gefangenschaft kaum als Beschränkung

fühlen. Nur die Gemächer, die ich ihr anweise, darf sie unter keiner Bedingung verlassen. Du siehst, wackrer Freund, wie sehr Domitianus zur Milde neigt. Ja, mehr noch: ich will versuchen, auch die Gefangenschaft deines Quintus nach Möglichkeit zu erleichtern. Nur erbitte nicht mehr, als ich geben darf!«

»Ich danke Dir,« sagte Claudius, sich hoch aufrichtend. »Ich bin glücklich, daß Du mit Cornelia Erbarmen hast. Meinen Sohn aber... Nein, Herr...! Die Schrecken des Kerkers sind meine letzte Hoffnung. Die Noth, die Angst, die Entbehrung... Nur so ist's möglich, daß sein Starrsinn gebrochen wird. Wenn dies geschehen ist, wenn er seine Verirrung bereut und Buße thut, — dann, ja dann will ich die Güte des Weltbeherrschers in Anspruch nehmen!«

Der Imperator entließ ihn. Der Priester, von dem kurzen Zwiegespräch tief erschöpft, eilte in seine Wohnung und schloß sich in sein Studierzimmer. Eine bittere Empfindung beherrschte ihn, dem Nachgeschmacke eines widerwärtigen Trankes vergleichbar. Der Kaiser war zum Schlusse ja huldvoll gewesen. Dennoch — jener erste Eindruck blieb unauslöschlich. Hier in der Einsamkeit fühlte Titus Claudius das Peinliche jenes Empfangs noch weit schmerzlicher als im Palatium. Eine seltsame Trockenheit schnürte ihm die Kehle zusammen. Auf der Stirne lag ihm ein dumpfer Druck, und das Blut kochte ihm in den Schläfen.

Er war eine Zeit lang unstät durch's Zimmer geschritten. Jetzt mußte er sich setzen. Die Kniee wankten ihm. Es ward ihm schwarz vor den Augen.

Nach einer Weile fuhr er taumelnd empor.

»Ich werde krank,« sagte er zu sich selbst. »Halt aus, elender Leib! Noch ist deine Aufgabe nicht vollendet! Du sollst und darfst nicht erliegen, ehe das letzte Mittel versucht und die letzte Hoffnung erschöpft ist!«

Und siehe da, der Wille, der in diesem eisernen Manne so mächtig war, schien sich nur regen zu müssen, um sofort Wunder zu wirken. Titus Claudius ward fester, gelassener, kräftiger. Ein Trunk schneekühlen Wassers gab ihm die volle Frische zurück.

Er verfügte sich zu Octavia, um sie über den Erfolg seiner Bemühungen zu verständigen.

Er traf die Matrone allein. Im Nebengemach, dessen Thürflügel angelehnt waren, saß Baucis und schwatzte — wie es schien, mit sich selbst. Der Priester schloß die Thüre ab und berichtete. Seine Art und Weise wirkte beruhigend. Da er den Namen Quintus aussprach, seufzte Octavia schwer und gepreßt, aber ihr Blick verrieth, daß sie die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang noch ungeschwächt festhielt.

Als er geendet hatte, trat sie mit jener fast kindlichen Ehrerbietung, die ihr im Verkehr mit dem Gatten eigen war, zu ihm heran und ergriff seine Hand.

»Du Theurer!« sagte sie, durch Thränen zu ihm emporblickend, »was hast Du nicht Alles zu tragen in dieser

Zeit der Angst und des Schreckens! Wenn ich die ganze Last des Kummers Dir doch abnehmen könnte! Wir Frauen beugen und schmiegen uns, — da wird der Druck nicht so fühlbar. Ihr aber, Ihr Stolzen, Unerschütterlichen, Ihr haltet den Nacken aufrecht und leidet nur um so furchtbarer.«

Titus Claudius umarmte sie schweigend. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und weinte. Sanft strich er ihr mit der Rechten über das noch immer üppige Haar. Er stammelte traumverloren:

»Spare die Thränen, Octavia! Spare die Thränen!«

Er wollte hinzufügen: »Du wirst ihrer noch bedürfen in schwerer Stunde...« Er besann sich jedoch. Noch einmal schloß er sie fest und innig ans Herz. Dann sprach er freundlich: »Leb' wohl, Octavia!« und wandte sich nach dem Ausgang.

»Du verlässest mich?« fragte sie enttäuscht.

»Ich habe Wichtiges zu erledigen.«

»Heute noch? Ich wähnte, die Zeiten dieser drückenden Arbeitsüberhäufung seien vorüber.«

Der Priester schüttelte schmerzlich das Haupt.

»So lange unser Quintus im Kerker schmachtet, hab' ich keine Stunde der Rast. Was ich beginnen soll, wo und wie ich zu wirken habe, — ich weiß es nicht: aber Alles, Alles, Alles muß ich versuchen! Ach und der Wege sind viele, und Rom ist groß, theure Octavia! Wenn nur Einer von den tausend Wegen zum Ziele führt! Ja Einer,

Einer... den wüßt' ich schon... Aber das wäre freilich ein dorniger, blutbeträufter!...«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Nun,« sagte der Priester seltsam lächelnd, »wenn das Gesetz ein Opfer heischt, so gelingt's vielleicht, ihm einen Tauschhandel vorzuschlagen. Die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, — was liegt daran? Den ergrauten Kopf des Vaters für das blühende Jünglingshaupt des Sohnes... Die Gerechtigkeit verliert Nichts dabei.«

»Was redest Du!« rief Octavia entsetzt. »Beim allgütigen Jupiter, entschlage Dich dieser grausenhaften Gedanken! Du wirst ihn erretten, — aber wahrlich um geringeren Preis! Geh', geh', Du Einziger! Mein Herz, mein ganzes Fühlen begleitet Dich!«

In diesem Augenblick trat Lucilia hocherglühend ins Zimmer. Sie trug eine lange, faltige Palla, wie zum Ausgehn gerüstet.

»Wo willst Du hin?« fragte Octavia, während der Priester, der bereits in der Thüre stand, zögerte.

»Ich komme aus der Wohnung des Cnejus Afranius, und will jetzt Claudia begleiten, die einen Weg vor hat. Ich wollte nur hören, was der Vater für Nachrichten von Cornelia bringt.«

Octavia ertheilte ihr Auskunft.

»O, das ist gut!« sagte Lucilia erregt. »Ich hoffe noch immer das Beste, denn ich kann mir nicht denken, daß

Quintus im Ernste unter die Kopfhänger gegangen, — oder nun gar unter die Sclaven und Strauchdiebe! Die Sache wird sich schon aufklären. Wenn's mit Allem so stünde . . .! Die arme gute Fabulla! Denk' Dir nur, Mütterchen, ihr Sohn steht wirklich auf der Liste der Proscribirten, und es scheint, er ist dem Palatium verhaßter als alle Uebrigen. Drüben sein Haus ist vom Stadtpräfecten erbrochen und bis auf den letzten Winkel durchsucht worden. Es heißt, sie wollen's dem Erdboden gleich machen. Die arme Frau ist wie sinnlos. Ich hab' ihr versprechen müssen, sobald wir mit Quintus und Cornelia wieder in Ordnung sind, auf ein paar Tage nach Ostia zu kommen. Sie fürchtet, in ihrer Einsamkeit den Verstand zu verlieren. Aber jetzt muß ich fort. Claudia wartet schon in der Sänfte. Ach, Ihr Götter, ist das eine Zeit des Hin- und Herjagens! Man kommt gar nicht mehr zu sich selbst! Auf Wiedersehn!«

Titus Claudius blickte ihr wehmüthig nach.

»Auch sie versteht nicht, was uns drohend zu Häupten schwebt!« sagte er halblaut. Dann begab er sich nach dem Atrium und trat, von einigen Clienten begleitet, ins Freie.

Unterdeß hatte der Kaiser Anstalten getroffen, seine Zusage alsbald zu verwirklichen. Diese Wendung der Dinge war die erwünschteste, die sich denken ließ. Ohne den geringsten Verdacht zu erregen, konnte er so das Mädchen in seine Gewalt bringen. Er brauchte weder List

noch Heimlichkeit anzuwenden; ganz ehrlich und gesetzmäßig näherte er sich dem Ziele, das ihm seit jener tragikomischen Scene im Heiligthum des Barbillus zur fixen Idee geworden. Der Isispriester schien ohnehin der ihm ertheilten Aufgabe in sehr fragwürdiger Weise gerecht zu werden. Jetzt mochte er seinen Scharfsinn überhaupt in Ruhestand setzen.

Fast um dieselbe Zeit, da Lucilia nach ihrem flüchtigen Vorsprechen im Elternhause die Sänfte bestieg, ward eine andere Sänfte — dicht verhangen und von einigen Soldaten der Leibwache escortirt — auf dem Umwege vom Circus Maximus her nach dem Mons Palatinus getragen. Im Palatium angelangt, entstieg dem geheimnißvollen Tragbett wirr und verstört Cornelia, — ein erschütterndes Bild höchster Seelenangst und Verzweiflung. Die jüngsten Erlebnisse und die Ahnung dessen, was ihrer harrte, theilten sich in ihr qualvoll erregtes Herz. Sie verlor alle Haltung; sie zitterte wie ein Rohr.

Parthenius empfing sie mit ausgezeichneter Höflichkeit. Er bat in zierlichen Wendungen um Entschuldigung, wenn das Gesetz ihn verhindre, sie ohneweiters in Freiheit zu setzen. Das sei eben unmöglich; aber die Haft werde so sanft und erträglich ausfallen, daß die schöne Cornelia ihm sicher verzeihen werde. Titus Claudius, der, wie sie wisse, beim Imperator den größten Einfluß besitze, habe den Weltbeherrscher ersucht, ihr die Schrecknisse des mamertinischen Gefängnisses zu ersparen. Sie solle dem-

gemäß die Zeit bis zur Entscheidung ihrer Angelegenheit im Palatium verbringen.

Er schritt durch die Säulenhalle voraus. Cornelia folgte ihm willenlos. Nur mit der Rechten faßte sie unwillkürlich nach einer Stelle unter dem Brustgürtel. Dort verbarg sie seit dem Tage der Osiris-Comödie ein Krystallfläschchen mit Gift. Sie wollte für Alles gewappnet sein. Daß der Cäsar seine Nachstellungen über kurz oder lang wieder aufnehmen würde, schien ihr zweifellos. Gerade der Fehlschlag war für diesen Charakter ein Grund zu erneuten Angriffen. Früher hatte Cornelia auf ihren jungfräulichen Stolz, auf das Ansehen ihres erlauchten Oheims und auf den Beistand der allgütigen Göttin Isis vertraut. Jetzt aber hatte ihr Stolz eine tiefe Wunde erlitten, ihr Oheim war flüchtig, — und Isis, die Allgütige, todt. Da bedurfte sie eines Schutzmittels, das im äußersten Falle ihr die Rettung vor der unauslöschlichen Schmach verbürgte. So begab sie sich, heimlich wie eine Verbrecherin, zu der berüchtigten Freigelassenen am Walle des Servius Tullius, zur alten Bryonia, die für den Pöbel dieses verkommenen Stadttheiles eine vielbesuchte Weinschänke hielt, im Stillen jedoch aus Schierling, Wolfswurz und giftigen Meerthieren gar kräftige Tränklein braute, die sie den Reichen und Vornehmen für gutes gemünztes Gold ablieߧ. Cornelia's Verlangen, in den Besitz dieses Giftes zu kommen, war so unwiderstehlich, daß sie allen Ekel bezwang und die gezischelten Fragen des

alten Weibes, ob ein verhaßter Gatte oder ein lästiger Vormund oder eine Rivalin auf die Seite geschafft werden sollte, mit ruhiger Selbstbeherrschung ertrug. Sie zahlte und schob das Fläschchen unter das Brustband. Da ruhte es nun, — fast vergessen im Drang der nun folgenden Ereignisse, — und jetzt in der Höhle des gekrönten Tigers so plötzlich wieder zur Erinnerung gebracht. Mit einer Art grausiger Wollust befühlte Cornelia mit den Fingerspitzen die harte Krystallkante, und es war, als ob aus dieser Berührung eine still belebende Kraft in sie überströmte.

Das Gemach, in welches sie eintrat, bildete zu dem finstern Steingewölbe des mamertinischen Kerkers einen wirkungsvollen Contrast. Was die ausgelassenste Ueppigkeit des überfeinerten Zeitalters je erklügeln mochte, das vereinte sich in dem kleinen, von oben durch ein kostbares Glasfenster erhellten Raume. Teppiche der seltensten Art, die herrlichsten Blumen und Blattpflanzen, sanft schwellende Polster von brennender Farbenpracht, Säulen aus Onyx, kunstvoll getriebenes Gold, — es war ein Schmuckkästchen der allerreizendsten Art und wohl geeignet, dem ausgeprägten Schönheitssinn des verwöhnten Mädchens zu imponiren. In der That empfand sie, trotz aller Niedergeschlagenheit, den Zauber dieser Umgebung angenehm und erquickend. Sie holte tief Athem. Die Atmosphäre war mit lieblichen Düften gewürzt, und doch so rein, so frisch, wie die Bergluft in den Hainen von Tibur.

»Ich verlasse Dich,« sagte der Oberkämmerer. »Zwei Sclavinnen harren im Nebenraum.« Er deutete auf eine schwere, goldverbrämte Portière. »Du bist hier unumschränkte Gebieterin. Nur die Wachen draußen, falls Du auf ihre Schritte lauschest, werden Dich erinnern, daß Dir die Freiheit fehlt. Zudem — in deiner Hand wird es liegen, auch die letzte Fessel unverweilt zu zerbrechen. Gehab' Dich wohl, schöne Cornelia! Ich werde mir öfters die Ehre geben, nach deinen Wünschen zu fragen.«

Er verneigte sich. Cornelia hörte noch, wie er einige Worte mit den Soldaten der Leibwache wechselte. Dann verhallten seine Schritte in den labyrinthischen Gängen.

Erschöpft ließ sich Cornelia auf einen der Sessel nieder. Sie stützte den Kopf in die Hand. Ihre Augen füllten sich langsam mit Thränen, die ihr brennend über die Wangen rollten. So weit also war es mit ihr gekommen! Ihr Geliebter im Kerker und dem sichern Tode geweiht — und sie vor die Wahl gestellt, dieses Schrecklichste zu erleben, oder mit ihm zu Grunde zu gehen! Was frommte hier alles Hoffen! Wenn Quintus dem Anprall ihrer stürmischen, gnadeheischenden Liebe widerstanden hatte, so war es ja zweifellos: der Irrwahn hatte die Klarheit seines Denkens vernichtet!

Sie überließ sich willenlos ihrem wühlenden Schmerz. Mit einem Male fuhr sie empor. Sie erinnerte sich, wo sie war; sie empfand die fürchterliche Bedeutung dieses Uebersiedelns, das der ahnungslose Jupiterpriester als eine

Gunst betrachtete. Sie schaute sich um. Aus dem verführerischen Liebreiz ihrer Umgebung schien ihr jetzt überall das grinsende Antlitz des Tyrannen hervorzulugen. Ein Gefühl unsäglicher Hülflosigkeit überkam sie. Das Haupt in den Nacken gelehnt, beide Arme wie eine Schutzflehende nach rückwärts gebogen, schaute sie auf zu dem blauen Herbsthimmel, der in matter Abdämpfung durch die eirunde Scheibe hereinblickte.

»O elendes Schicksal!« rief sie, die Fäuste ballend. »Warum bist Du so leer, Du frostiger Aether? Warum wohnt dort oben kein Herz, das mit uns fühlt, kein allgütiger Geist, der versteht, was unsrer Seele gebricht? O Isis, Isis! Mit welcher Innbrunst hab' ich zu Dir empor gerungen! Wenn Du bist, wenn etwas Dir Aehnliches über den Sternen lebt — Doch nein! Wärest Du, so würde doch wahrlich vor Allem dein Priester Dich fürchten! Er aber entehrt, er entweiht Dich! Du bist ein Hirngespinnst, eine Krankheit, ein Märchen! Ach, hier im zuckenden Herzen ist es recht arm und trostlos ohne dies Märchen!«

Mit dem Ausdrucke tiefster Bitterniß senkte sie das Auge zu Boden.

»Keine Hülfe!« sagte sie tonlos. »Nur den Trank der Bryonia!«

Sie schritt einige Male durch's Zimmer. Die weichen Teppiche dämpften den Hall ihrer Sandalen bis zur Unhörbarkeit ab.

»Ein reich vergoldeter Käfig!« murmelte sie, das wundervolle Gemach mit prüfenden Blicken durchmusternd.

Sie ging nach der Thüre des Nebenraumes und hob die Portière. Da lagen zwei junge, vollbusige Sclavinnen auf prächtigen Pantherfellen. Sie schienen entschlummert. Beim Rauschen der Gardine schraken sie auf.

»Bleibt ruhig!« winkte Cornelia, wehmüthig lächelnd. Die Sclavinnen ließen sich das nicht zweimal sagen. Sie mochten die Nacht über als Tänzerinnen oder sonstwie im Genuß des Schlummers verkürzt worden sein; so schlaff und müde waren die blassen, bräunlich angehauchten Gesichtszüge.

Cornelia durchforschte jetzt auch dies zweite Zimmer. Es war ein vollständig hergerichtetes Schlafgemach, mit Allem ausgestattet, was eine vornehme römische Dame zur Toilette benöthigte. Ein üppig schwellendes Lager nahm die ganze Breite der linken Wand ein. Im Hintergrunde befand sich ein Ausgang. Cornelia schritt an den beiden Schläferinnen vorüber, und öffnete. Die Thüre führte in ein drittes Gelaß, ein kleines, etwas dunkles Quadrat, das wie es schien, zum Speisezimmer bestimmt war. Wenn der fünfarmige Leuchter, der von der Decke hing, brannte, mochte auch dieser Raum die Wirkungen seines Luxus entfalten. Einen weiteren Eingang als den vom Cubiculum hatte das Zimmer nicht. Sämmtliche Räume empfingen ihre Beleuchtung von oben, — das Speisegemach durch

eine Art Rohr, das schräg im Gewölbe lag. Die Abschließung von der Außenwelt war also vollständig.

Cornelia kehrte nach dem ersten Zimmer zurück und versuchte, ob die Thüre, durch die der Oberkämmerer sie eingeführt, von Außen verriegelt sei. Ein leiser Druck: die beiden Ebenholzflügel drehten sich in den Angeln. Schon wollte das schnell entschlossene Mädchen sich freudigen Hoffnungen überlassen; ein Blick aber nach den beiden Enden des Ganges überzeugte sie, daß diese Regung voreilig war. Je drei Prätorianer in voller Rüstung hielten dort Wache.

Einer von den Kriegsleuten kam jetzt heran und fragte sie, halb ehrerbietig, halb ironisch, was sie befehle. Es war ein riesiger Gallier, derb und breitschulterig, aber von gutmüthigen Gesichtszügen.

»Habt Ihr Befehle anzunehmen von eurer Gefangenen?« fragte Cornelia fast zornig.

»Ja wohl, Herrin,« versetzte der Krieger. »Und beim Herkules, wir werden sie mit allem Eifer erfüllen. Ueber kurz oder lang...«

Er unterbrach sich. Der vornehme Ernst Cornelia's verwirrte ihn.

»Was willst Du sagen?« forschte sie stirnrunzelnd.

»Ich meine nur... Wenn Du mit dem Cäsar... Dich ausgesöhnt hast... Der Herrscher ist gar willfährig gegen seine Geliebten... Du könntest uns büßen lassen...«

Cornelia zitterte vor Entrüstung.

»Unglücklicher!« sagte sie, »für was hältst Du mich?«

»Für alles Schöne und Gute,« stammelte der Krieger verblüfft.

Cornelia hörte nicht mehr. Sie trat in's Zimmer zurück und warf sich verzweiflungsvoll auf eine der Ottomanen. Ein krampfhaftes Schluchzen schnürte ihr die Kehle zusammen. Dann weinte sie lange, lange still vor sich hin, bis sie, von Müdigkeit überwältigt, entschlummerte. Noch im Schlafe aber preßte sie die Hand auf das kleine Krystallfläschchen der Bryonia.

Siebentes Capitel.

Es war spät am Nachmittage, als Cornelia aus ihrem ohnmachtartigen Schlafe erwachte. Sie fühlte sich in allen Gliedmaßen wie zerbrochen. Ihr Kopf brannte. Sie erhob sich und trat in's Nebengemach. Die Sclavinnen hatten ihre Pantherfelle verlassen. Aus dem dritten Zimmer klang ein Geräusch wie von der Zurüstung einer Tafel. Cornelia öffnete und erblickte die beiden Mädchen, wie sie gemeinschaftlich mit zwei gelbgekleideten Nubiern den Speisetisch mit kostbarem Murrha-Geschirr, mit Bechern, Weingefäßen und Blumenvasen besetzten. Der fünfarmige Leuchter, der von der Decke herabhing, war angezündet. Die Wände glühten im feurigsten Roth. Leuchtende Göttergestalten — wahre Meisterwerke des Pinsels — hoben sich blendend von diesem Hintergrund ab. Die Zimmergeräthe waren ohne Ausnahme von gediegenem Silber, was besonders bei den geschmackvoll ciselirten Speisesopha's, die mit lichtblauen Polstern bedeckt waren, überaus vornehm und reich wirkte.

Jetzt öffnete sich im Steingetäfel des Fußbodens eine Fallthüre. Der Kopf und die Schultern eines Sclaven

kamen hervor; neue Ladungen von Blumen, eben frisch vom Stengel gepflückt, wanderten in die Hände der beiden Dienerinnen.

»Was bedeutet das?« fragte Cornelia.

»Das bedeutet, mein Püppchen,« klang es auf Griechisch unmittelbar hinter ihr, »daß die Stunde der Coena herankommt, und daß der Kaiser Dir die Gnade vergönnen will, an seiner Seite zu speisen.«

Sie wandte sich um. Vor ihr stand in festlicher Toga Parthenius.

»Die Gnade ist unverdient,« sagte Cornelia, all' ihre Selbstbeherrschung zusammennehmend. »Ich bin abgespannt, beinahe krank...«

»Oh, die Gegenwart des Erlauchten thut Wunder. Sei frisch und freudig, Cornelia! Die wahre Weisheit findet sich in jeder Lage zurecht. Nur Kinder und Greise fröhnen dem Eigensinn.«

»Bedenkst Du auch, wessen ich angeklagt bin? Der Kaiser entweiht seine Majestät, wenn er mit Verbrechern zu Tische geht.«

»Oh, die Gnade ist das schöne Vorrecht der Krone. Ein Wort des Gewaltigen löscht alle Missethat.«

Er nickte bedeutungsvoll und schritt zurück nach dem Vorderzimmer.

Cornelia verharrte wie festgewurzelt an ihrer Stelle. Nach einer Weile fuhr sie zusammen und stürzte dem Oberkämmerer nach.

Sie warf sich zu Boden. Sie umklammerte seine Kniee.

»Laß mich fort, fort! Zurück ins Gefängniß, — auf die Richtstätte, — wohin Du willst! Nur fort aus der Nähe des Gräßlichen! Hab' Erbarmen, Parthenius!«

Der Höfling zuckte die Achseln.

»Du nimmst die Sache zu ernst,« sagte er, sie artig emporhebend. »Erwäge doch, und entschlage Dich aller Vorurtheile! Die Situation ist doch einfach genug. Dein Verlobter ist dem Gesetze verfallen. Was verlierst Du also, wenn Du den Schleier der Sprödigkeit ein wenig zurückstreifst? Ferner: eine unbedachtsame Rede hat auch Dich in die Lage gebracht, unbequeme Auseinandersetzungen fürchten zu müssen. Die sind natürlich von vornherein abgeschnitten, wenn Du . . . vernünftig bist. Ja, solltest Du aus alter Anhänglichkeit das Bedürfniß fühlen, den verblendeten Quintus Claudius vor dem Aeußersten zu bewahren, so wird — deß bin ich gewiß — auch hier die Gnade des Imperators leicht mit sich reden lassen, — natürlich immer vorausgesetzt . . . Du verstehst mich.«

Cornelia war mit jedem Worte, das Parthenius redete, bleicher und starrer geworden. Also die Wahl wollte man ihr freigeben zwischen der tiefsten Schmach, die eine stolze Römerin treffen konnte, — und dem Tode ihres ach, so unsäglich geliebten Quintus! Beides war gleich unerträglich — und wie ihr dies jetzt so unmittelbar zum Bewußtsein kam, da ward ihr klar, daß um jeden Preis ein Drittes

gesucht werden müsse, — und wäre es das Unerhörteste, was je von Menschen ersonnen ward! Dazu aber mußte sie Zeit gewinnen; sie mußte den Cäsar hinhalten, scheinbar auf seine ruchlosen Pläne eingehen, ihn täuschen, umgarnen... Irgend ein guter Geist würde ihr ja eingeben, was und wo und wie die Rettung sich darböte. Die Verzweiflung ist so erfinderisch, und sie kann den Menschen so ruhig, so gefaßt, so verständig machen.

Parthenius meinte, das eigenthümliche Nachsinnen Cornelia's sei die Frucht seiner weltmännisch-pädagogischen Predigt.

»Ja, mein Kind,« fuhr er fort, »so steht's, und Du wirst gut thun, mit den gegebenen Factoren zu rechnen. Kennst Du Rom, gute Cornelia? Nein! Du kennst nur die kleine, abgegrenzte, mürrische Welt, die dein Oheim Dich schauen ließ. Hättest Du Augen für das, was rings um Dich vorgeht, Du würdest von Alledem gar kein Aufhebens machen. Hat nicht Julia die höchsten Ehren genossen, obgleich ihr Verhältniß mit dem Cäsar der sogenannten Sitte zuwiderlief? Gibt es in der guten Gesellschaft ein junges Eheweib, das nicht Dutzende von Liebhabern hätte? Und beugen sich die Clienten und Sclaven darum weniger tief? Der Mensch muß zu leben wissen.«

Cornelia fühlte, wie ihr das Herz krampfte, aber sie schaute dem Oberkämmerer fest ins Gesicht.

»Wie?« sagte sie mit erkünstelter Naivetät. »Wäre es in der That kein Verbrechen gegen die Götter...?«

»Die Götter! Was sind die Götter! Fürchtest Du Dich vor dem Bildniß, das Du mit Wollfäden auf die Leinwand stickst? Solche Bilder im Gewebe der menschlichen Cultur sind das, was Du Götter nennst. Kinder, denen man sie plötzlich unter die Nase hält, erschrecken darüber . . .«

Ganz das Nämliche hatte Cornelia während der letzten Tage mehr als einmal selber gedacht. Wie kam es doch, daß diese Bestätigung von den Lippen des Oberkämmerers ihr so überaus antipathisch klang? Wie kam es, daß die Worte des Höflings beinahe ihren Widerspruch herausforderten, daß sie im Herzen Verwahrung einlegte gegen das, was ihr Verstand vor Kurzem noch gut geheißen?

Sie fand nicht Zeit, lange hierüber nachzudenken. Sie mußte ja ihre Rolle spielen, die Rolle der allmählig Bekehrten, der Nachgiebigen... Ein leiser Schauer des Ekels und des Ingrimms durchbebte sie bei diesem Gedanken, — aber es blieb ihr kein Ausweg.

»Ach,« begann sie, »die Anträge des Kaisers würden mich ja nicht halb so erschreckt haben, hätte nicht die Erinnerung... Ich weiß nicht, ob Dir bekannt ist... Barbillus, der schnöde Gaukler...«

Sie wußte natürlich, daß Parthenius von den Begebnissen in der Wohnung des Isispriesters längst unterrichtet war. Oder hätte ihn sonst der Kaiser hier zum Herold seiner verbrecherischen Wünsche gemacht? Aber sie spielte

ihre Harmlosigkeit so vortrefflich, daß der Höfling über ihren Charakter getäuscht wurde.

»Doch, doch,« gab er zur Antwort. »Ich weiß Alles.«

»So begreifst Du, daß ich zaghaft geworden. Hätte sich der Cäsar mir weniger stürmisch genaht, hätte Barbillus mein Vertrauen nicht so schändlich mißbraucht, — ich möchte schwören, Alles wäre anders gekommen.«

Parthenius schmunzelte.

»Nun, nun, das läßt sich ja wieder gut machen. Ich freue mich nur, daß die Schilderung, die der Kaiser mir von deiner Schroffheit entwarf, weit über die Wahrheit hinausging.«

»Ich schroff?« seufzte Cornelia mit dem Ausdruck eines zehnjährigen Kindes. »Im Gegentheil. Alles Schroffe ist mir verhaßt. Ich lechze nach Ruhe, nach Gleichmuth. Aber siehst Du, — ich fürchte mich vor dem Kaiser!«

Es klang beinahe albern, wie sie das sagte. Aber Parthenius, in der Freude seines Erfolges, schien die Uebertreibung nicht zu bemerken.

»Närrchen!« versetzte er wohlwollend. »Sei unbesorgt! Ich werde ihm schon die nöthigen Winke ertheilen. Es ist ja selbstverständlich, daß man Lilien zärter behandelt als Kohlköpfe. Er liebt mitunter auch Kohlköpfe, unser allergnädigster Herrscher,« fügte er lachend hinzu.

Eine Weile noch führte Parthenius diese seltsame Unterhaltung mit wachsender Befriedigung fort. Dann

bedeutete er Cornelia, in das mittlere Zimmer zu treten; er selbst aber wandte sich nach dem Eingang, da er draußen Schritte vernahm. Er stieß die Thürflügel auf. Es war der Kaiser in Begleitung seines Lieblingssclaven, des kleinen Phaëton, auf dessen Jugend man bei solchen Abenteuern durchaus keine Rücksicht nahm. Domitianus trug eine große, faltenreiche Lacerna. Die Kappe hatte er über den Kopf gezogen. Als die Thüre sich wieder geschlossen hatte, warf er die Hülle ab, und stand nun in kurzärmeliger, farbig geblümter Tunica, einen goldenen Kranz auf dem spärlich behaarten Schädel, seltsam lächelnd vor seinem Kämmerer.

»Nun?« fragte er, im Zimmer umher blickend.

»Alles in bester Ordnung, o Herr! Die Schöne ist durchaus nicht das Ungeheuer, das Du Dir vorstellst. Nur der plötzliche Schreck hat sie damals so toll gemacht. Ich finde sie ganz vernünftig, ganz vernünftig, und wenn der Anblick des Gewaltigen sie nicht wieder verblüfft, so wage ich zu behaupten . . .«

Ein frivoles Lächeln führte den Sinn der Phrase zu Ende.

»Du bist ein Meister der galanten Intrigue,« sagte der Cäsar. »Ovid selber könnte noch von Dir lernen. Aber wo ist sie, die allerliebste, verwünschte Furie, die dem Herrscher des Weltalls so ungeberdig getrotzt hat? Sprich doch, Parthenius, ist meine Güte nicht colossal? Ueberstrahlt meine Urbanität nicht Alles, was Du jemals erlebt

hast?... Ich könnte ja mit Gewalt die Früchte der Hesperiden erobern; aber ich ziehe es vor, zu warten, bis sie mir nach allen Gesetzen der Liebeskunst in den Schooß fallen. Das ist genial, das ist feinsinnig! Natürlich, im schlimmsten Fall... Doch Du versicherst ja...«

»Ich versichere, daß Du nur ganz Du selbst zu sein brauchst, um den glorreichsten Sieg zu erfechten.«

Cornelia verstand jedes Wort. Sie machte eine Bewegung, als ob sie den Verhaßten erdrosseln wollte. Gerade zur rechten Zeit noch nahm sie wieder eine gelassenere Miene an; denn gleich darauf schob der Kämmerer den Vorhang zurück. Im nächsten Augenblicke standen sich Cornelia und Domitian gegenüber.

Lange Zeit fand der Kaiser kein Wort. Der Anblick der wunderherrlichen Mädchengestalt, die er jetzt so unbestritten in seiner Gewalt hatte, raubte ihm augenscheinlich die Fassung. Er fühlte es: diese Cornelia war keine alltägliche Beute, und in Rom athmeten nur Wenige, die an Schönheit ihr gleichkamen.

»Du wirst heute mein Gast sein, schöne Cornelia,« sagte er endlich, einen Schritt näher tretend. »Was Du auch begangen, es sei ausgelöscht, — denn unsere Gnade ist grenzenlos. Zum Danke heisch' ich nur Eins: fröhliches Lachen und ein paar Gluthstrahlen aus deinen flammenden Götteraugen. Willst Du mir dies gewähren, Cornelia? Es ist dein Kaiser, der also bittet.«

»Herr,« sagte Cornelia, »ich will's versuchen.«

»Du bist huldvoll wie Amathusia. Wohlauf! Heute ist auch Parthenius Genosse des Mahls. Morgen aber — nicht wahr, Geliebte, — morgen empfängst Du den Imperator allein?«

»Ich will's versuchen,« wiederholte Cornelia, die Augen zu Boden schlagend.

Parthenius schaute dem Kaiser triumphirend ins Angesicht. Der Blick schien Anerkennung zu fordern für das weltmännische Talent, das die spröde Jungfrau so rasch in ein willfähriges Kind umgewandelt. Der Kaiser zollte ihm diese Anerkennung in Gestalt eines flüchtigen Nickens. Dann ergriff er Cornelia bei der Hand und führte sie mit einer abgeschmackten Geberde der Galanterie nach dem kleinen Triclinium, wo die Sclavinnen ihre Vorbereitungen inzwischen vollendet hatten.

Der Cäsar lagerte sich auf dem mittleren Speisesopha, Cornelia auf dem zur Rechten, Parthenius links. Da jedes der Sopha's auf drei Plätze berechnet war, so ergab sich aus dieser Anordnung eine ehrbarliche Entfernung, die der Cäsar als eine Art Sühne für die Attake im Haus des Barbillus auslegte. Die Bedienung beschränkte sich auf die beiden Sclavinnen. Auch Phaëton leistete hülfreiche Hand.

Cornelia hatte den ganzen Tag über Nichts genossen. Die Speisen waren durchweg auserlesene Meisterstücke des großen Küchenkünstlers Euphemus. Dennoch vermochte sie kaum einen Bissen über die Lippen zu bringen. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Ihre Angst wuchs mit jeder

Secunde. Wie um sich Muth zu machen, leerte sie zwei- oder dreimal den Goldbecher mit dem schweren Falerner.

Vielleicht waren es ganz ähnliche Beweggründe, die auch dem Cäsar den Kelch häufiger, als er dies sonst gewohnt war, zum Munde führten... So sanft und demuthsvoll die schöne Jungfrau jetzt auf dem Polster lehnte: immer wieder sah er von Zeit zu Zeit die stolz erhobene, zornglühende Heroine... Erst der reichliche Genuß des Falerners beschwingte ihm das stockende Blut und verlieh ihm die schmeichlerische Beredtsamkeit des Verliebten. Nach und nach ward diese Beredtsamkeit springender und anarchischer. Bald phantasirte er vom allbesiegenden Zauber der Schönheit, dem selbst die Götter sich beugen müßten; bald erging er sich in rhetorischen Verherrlichungen des Landlebens, wünschte Nichts glühender, als den Weinstock mit dem Ulmenstamm zu vermählen, Egge, Pflugschaar und Hippe zu handhaben und frische Feigen mit Honig und Ziegenmilch zu verzehren. Noch einige Becher — und die Schwärmerei ward zur seufzenden Wehmuth. Er sprach von der Einsamkeit des Thrones, von der Oede des Herzens, das ewig unbefriedigt dem Grabe entgegenschlage, von der düsteren Sorge, die gerade das Haupt des Gekrönten unablässig umflattere.

Diese weichliche Sentimentalität, die so gar nicht zu dem aufgedunsenen, von den niedrigsten Regungen beherrschten Gesicht passen mochte, erregte nun vollends den Ekel der feinfühligen Cornelia. Fast bereute sie, nicht auf

jede Gefahr hin ihren Abscheu muthig herausgekehrt, und lieber den Tod, als die Nähe dieses grausenerregenden Wüstlings erduldet zu haben. Nur der Gedanke an Quintus erhielt sie standhaft.

Ein neuer, ein schwererer Wein perlte jetzt in den Bechern. Ungemischt trank ihn der Kaiser, — und höher immer stieg die Gluth in seiner kahlen, glänzenden Stirn empor. Der goldene Kranz war nach hinten gerutscht; die Augen schlossen sich halb; die Zunge lallte.

Unsicher und langsam erhob er sich.

»Dein Wohl, süße Cor... Cornelia...« gluckste er, mit der Linken sich auf die Tischplatte stemmend, während die Rechte den Kelch faßte... »Ich bin glückselig, daß Aphrodite dein Herz zum Guten gewendet.«

Er trat auf sie zu und legte ihr die Hand auf den vollen, schneeigen Oberarm. Sie schauderte, aber sie hielt sich ruhig. Ihr Entschluß stand fest: Selbstbeherrschung zu üben bis an die Grenze des Möglichen, dann aber die Rolle der Geduldigen über Bord zu werfen und sich mit der Kraft der Verzweiflung zur Wehr zu setzen. Ihr Auge überflog hastig die Tafel, und schweifte nach dem Ecktisch hinüber, wo die Sclavinnen die Schüsseln niedergesetzt hatten. Sie forschte nach dem Zerlege-Messer; aber vergeblich. Die Gerichte waren bereits zertheilt durch die Fallthür heraufgekommen. So blieb ihr der goldene Becher mit dem wuchtigen Fuß, — oder schlimmsten Falls das schreckliche Fläschchen Bryonia's.

»Cornelia,« fuhr der Kaiser fort, immer noch mit den Fingern den üppigen Arm umklammernd, »Aphrodite zürnt, wenn man ihre Stunden verabsäumt... Ich bin heute so froh, so leicht, so... glücklich! Beim Eros, in deinem Flammenauge les' ich Gewährung! Soll ich vertagen, was mir so himmlisch entgegenblüht? Gilt mein Wille nicht vom Aufgang zum Niedergang? Cornelia, es ist beschlossen! Heute noch, jetzt noch, in diesem Augenblicke wirst Du die Meine!«

Cornelia machte eine rasche Bewegung. Ihr Arm entglitt seinem Griff. Er schwankte ein wenig.

»Welch' erstickende Gluth!« lallte er, nach den Flammen des Armleuchters aufschauend. »Luft! Luft! Eine Secunde nur! Parthenius, geleite mich zum nächsten Altane! Der Wein verwirrt mich, — oder das Glück... die Wonne... Komm, Parthenius!... Nur fünf Minuten...! Und dann, süße Cornelia, ein letzter Trunk zur Weihe unserer Vereinigung!«

Der Oberkämmerer führte ihn langsam hinaus. Cornelia blickte den Beiden nach wie geistesabwesend. Ihr Antlitz war blutlos. Alles Elend, das ihr von diesem Manne gekommen, drängte sich in der einen fürchterlichen Secunde zusammen: das mitleidslose Gesetz, dem ihr Quintus zum Opfer bestimmt war, das Schicksal ihres geliebten Oheims, und die hirnzerwühlende Schmach, die ihr schon einmal so nahe getreten.

Sie blickte sich um.

Die beiden Sclavinnen kehrten der Tafel den Rücken. Phaëton hatte das Zimmer verlassen.

Im nächsten Moment blitzte etwas in ihrer zitternden Hand. Es war das Fläschchen aus der Taberna der alten Giftmischerin. Gerade vor ihr, fast noch bis zum Rande gefüllt — stand der Becher des Imperators. Sie beugte sich vor und goß den Inhalt des Fläschchens bis auf wenige Tropfen in den purpurnen Wein. Gleich darauf aber brach sie mit einem lauten Aufschrei zusammen. Vor sich in der Thüre erblickte sie das bleiche Antlitz Phaëton's, der Alles mit angesehn hatte.

Der Knabe sagte kein Wort. Wie gelähmt starrte er auf die Trinkschale.

Zwei Minuten später erschien Domitian und der Kämmerer. Der Imperator näherte sich dem Speisesopha, ohne zu bemerken, daß Cornelia ohnmächtig auf dem Polster lag. Schon wollte er den Becher ergreifen, und immer noch versagte dem entsetzten Sclaven die Rede. Jetzt aber mit einem Male entrang sich der pochenden Brust ein geller Angstruf. Der Knabe warf sich dem Kaiser zu Füßen.

»Trinke nicht, Herr!« schrie er, die Hände ringend. »Der Wein ist vergiftet! Diese da . . Siehst Du, noch hält sie das tödtliche Fläschchen zwischen den Fingern!«

Der Kaiser ward aschfarben. Der Augenschein lehrte nur allzu deutlich, daß der Knabe die Wahrheit sprach.

»Die Wache! Hol' die Wache!« kreischte er mit der Stimme eines alten Schänkweibes. Seine Zähne schlugen krampfhaft wider einander. Er schlotterte.

»Ist es wahr, was dieser Knabe Dir vorwirft?« fragte Parthenius, da Cornelia langsam sich aufrichtete.

»Ja!« sagte sie mit zuckender Lippe. »Ich that, was jede Römerin, die diesen Namen verdient, an meiner Stelle gleichfalls gethan hätte. Meine Ehre wiegt schwerer, als das Leben dieses Verruchten!«

Phaëton war nach dem Corridor geeilt, um die Prätorianer zu holen. Diesen Augenblick der Erwartung benutzte Cornelia, um den vergifteten Becher des Imperators hastig zum Munde zu führen.

Ehe jedoch ein Tropfen ihre Lippen berührte, sprang Parthenius herzu. Ein geschickter Griff entleerte den Kelch seines Inhalts.

»Schlange!« knirschte der Cäsar. »So wohlfeilen Kaufes wirst Du nicht durchkommen!«

»O, sie soll es erfahren,« sagte Parthenius, »wie der Zorn des Herrschers den Tod verwehrt, bis das Leben seine Schuld abgezahlt hat! Aus den Armen des Imperators auf die Richtstätte, — das sei dein Loos, Du tückische Frevlerin!«

»Da kommen die Prätorianer! Hinweg mit ihr! Werft sie in Ketten! Der Oberaufseher des Staatsgefängnisses haftet mit seinem Kopf dafür, daß sie nicht Hand an sich selbst legt!«

Cornelia war mehr todt als lebendig. Die Prätorianer banden ihr die Hände fest auf den Rücken und trugen die halb Bewußtlose aus dem Gemach.

»Das hast Du gut gemacht, Phaëton!« sagte der Kaiser. Der Schreck hatte ihn völlig ernüchtert. »Hier, diesen Becher, der mich beinahe getödtet hätte — ich schenk' ihn Dir zum ewigen Andenken! Du sollst mich künftig begleiten auf Schritt und Tritt! Augen, wie deine, thun mir noth in dieser Zeit des Verraths!«

Der Knabe küßte ihm dankbar die Hand.

»Du beschämst mich, Herr,« sagte er schüchtern. »Nur meine Pflicht hab' ich gethan, und also kein Lob verdient.«

»Nur meine Pflicht gethan!« wiederholte der Kaiser. »So überragst Du all' die Millionen, die mich Gebieter nennen. Die Welt ist verderbt von Grund aus... Sie muß zusammenstürzen... Jetzt kommt, Ihr Getreuen! Führt mich hinweg von dieser Stätte des Mordes! Die Ruchlose! Die Wahnwitzige!«

»Nimm's nicht allzu schwer, Du Erhabener,« sagte Parthenius. »Die Weiber haben manchmal absonderliche Ideen. Sie hat sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, ihre Ehre zu schützen... Der schönste Triumph, und der beste Lohn für den Frevel, den sie gewagt, wäre nun kaltblütiger Spott — und... Erzwingung dessen, was sie verweigert.«

»Alle Götter mögen mich schützen!« rief Domitianus zurückfahrend. »Dieses Weib ist ein Dämon! Sie wäre im

Stande, mich in ihren Armen zu erdrosseln, oder statt des Kusses mir die Zähne in die Gurgel zu bohren. Nein, Parthenius, auf solche Blüthen leist' ich Verzicht! Jetzt kenn' ich nur ein Gebot: das der Gerechtigkeit! Die Strafe, die zermalmende Strafe, die Folter des Leibes und der Seele, der grausamste Untergang — das sei die Antwort auf ihre Unthat! Dieser Quintus Claudius... nur um seinetwillen hat der Tod mein göttliches Haupt gestreift... Auch er soll fühlen, was es bedeutet, den Herrn des Weltalls zum Feinde haben!«

Achtes Capitel.

Zwischen Olivenwäldern und Weinpflanzungen versteckt, lag am rechten Ufer des Liger, im lugdunensischen Gallien, das kleine Municipium Rodumna. Ehedem stark befestigt, hatte Rodumna seit dem Untergange der Republik seine strategische und militärische Bedeutung verloren. Die äußeren Kriege des Weltreichs spielten sich fern, fern an den Grenzen im Norden und Osten ab; die inneren Umwälzungen jedoch concentrirten sich, seit das Cäsarenthum stehende Institution geworden, immer entschiedener auf Rom, dergestalt, daß ein Bürgerkrieg in der frühern Ausdehnung kaum noch denkbar erschien. Die Zeit war raschlebiger und in ihrer politischen Entwicklung summarischer und gröber geworden. So trat denn auch Rodumna als fester Ort mehr und mehr in den Hintergrund. Die Mauern begannen hie und da zu verwittern und sich mit Farrenkräutern und Venushaar zu bedecken. Man hatte in Rom und selbst in Lugdunum Wichtigeres zu thun, als sein Augenmerk auf dies abgelegene Städtchen zu richten, dessen Bewohner sich ihrerseits gar wenig um die Ereignisse

der großen Welt kümmerten, und so Gleiches mit Gleichem vergalten. Es herrschte hier jene idyllische Ruhe, jenes »Fern den Geschäften«, das Horatius Flaccus in seiner berühmten Ode verherrlicht hat. Die Insassen, zum größeren Theile aus kleinen Grundbesitzern oder aus Pächtern bestehend, bauten in der umliegenden Gemarkung, was zu ihrer Leibesnahrung und Nothdurft gehörte, und Einiges darüber, was dann auf Kähnen stromabwärts, etwa nach Decetia und Noviodunum, oder auf Karren über das Gebirge nach der Hauptstadt der Provinz geschafft wurde. Die minder Begüterten fischten im Flusse, versahen die nöthigsten Handwerke und hielten einige Tabernen, in denen ein etwas trüber und dicklicher Landwein verabreicht wurde.

Während der letzten Decennien waren jenseits der Stadtmauer zahlreiche Hütten und Häuser entstanden, oft durch weite Zwischenräume von einander getrennt, rings von Gärten, Feldern und Hainen bezirkt — kleine Welten für sich.

Eines dieser abgelegenen Landhäuschen, das Besitzthum seines väterlichen Freundes Rufinus, hatte Cnejus Afranius zum Sammelplatz für die Verschworenen bezeichnet. An den Iden des Monats Februar sollten sich hier die Genossen, die bisher auf eigene Faust an den verschiedensten Punkten der Provinz wirkten, in aller Stille zusammenfinden, sich über die Erfolge und die Aussichten ihrer Thätigkeit eingehend Bericht erstatten und betreffs ihres weiteren Verhaltens Beschlüsse fassen.

Dieser dreizehnte Februar war nun herangekommen. Schon am Abend zuvor hatten sich Cnejus Afranius und der Bataver, in Begleitung seines Freigelassenen Herodianus und des Gothen Magus, hier eingefunden. In der Morgenfrühe — vor Sonnenaufgang — kamen die Anderen, zum Theil in wundersamen Verkleidungen. So war Ulpius Trajanus in der Tracht eines palästinischen Kaufherrn gereist. Nerva, der ihn begleitete, spielte die Rolle des Säckelmeisters und ehemaligen Erziehers. Der schneeige Bart, der ihm während der letzten Monate gewachsen war, machte ihn vollends unkenntlich. Auch der einarmige Centurio war ängstlich genug, eine Maske zu wählen, obgleich sein Name nicht auf der Liste der Proscribirten stand. Er wanderte als lusitanischer Amulet-Verkäufer. Cinna dagegen hatte, wie Afranius und der Bataver, wenn auch mit geringerem Rechte, solche Maßregeln für unnöthig gehalten. Er trug den üblichen Reisemantel, gab sich für einen römischen Ritter aus Lilybäum aus, der in Erbschafts-Angelegenheiten Lugdunum, Vesontio und Argentoratum besuche, und rechnete auf sein gutes Glück, das ihm die Begegnung mit unbequemen Beobachtern schon ersparen würde. Cajus Aurelius hatte sich der Vorsicht halber von Herodianus getrennt. Die frappante Figur des Letzteren, und mehr noch die unverkennbare Physiognomie machte ihn als Reisebegleiter gefährlich. Erst kurz vor Rodumna traf Aurelius wieder mit dem Verehrer opimischer Weinkrüge zusammen — zu dessen unbeschreiblicher Freude,

— denn fern von seinem geliebten Gönner schmeckte dem Freigelassenen der herrlichste Cäcuber wie saurer Vejenter.

Bis zur Stunde war keiner der Verschworenen in eine wirklich gefahrvolle Lage gekommen. Cinna schloß daraus auf eine gewisse Lässigkeit und Furcht der Regierung. Freilich, er konnte nicht wissen, daß die Verschwörung mitten im Palatium einen höchst wichtigen und einflußreichen Bundesgenossen besaß, den Adjutanten Clodianus, der, so eifrig er die Sache des Imperators und insbesondere das Werk der Verfolgung zu betreiben schien, dennoch alle wirklichen Bemühungen, wie sie im Anbeginn namentlich von dem Oberkämmerer Parthenius ausgingen, mit einer wunderbaren Meisterschaft der Intrigue lahmlegte und es verstand, den Schein der größten Thätigkeit mit der größten Unthätigkeit zu verbinden. Sein Hauptkunstgriff bestand darin, eine beträchtliche Anzahl von Indicien zusammenzubringen, welche den Imperator und selbst den Oberkämmerer Parthenius überzeugten, die Verschwörer hätten sich nach Rhätien gewendet und suchten dort eine Basis für ihre Operationen zu gewinnen. Während also die Agenten des Kaisers mit wahrem Feuereifer jene Provinz durchspähten und, durch falsche Nachrichten irre geleitet, immer weiter nach Norden vordrangen, erfreuten sich die Verschworenen im lugdunesischen Gallien einer überraschenden Freiheit. Ganz in der Stille nur suchte ein altbewährter Client und Angeber des Clodianus ihre Spur

zu entdecken — nicht jedoch, um feindselig gegen sie vorzugehen, sondern weil Clodianus die Absicht hatte, Unterhandlungen anzuknüpfen und die Pläne der Flüchtlinge gegen Domitianus zu fördern. Dieses zweideutige Spiel des kaiserlichen Adjutanten gelang um so besser, als während der letzten Zeit auch Parthenius eine sonderbare Schwenkung gemacht und aufgehört hatte, die Verfolgung mit dem ursprünglichen Ernst zu betreiben. Was den Oberkämmerer zu dieser Wandlung veranlaßte: ob etwa sein ungewöhnlich reger Verkehr mit der schlauen Intriguantin Lykoris, oder gar ein geheimer Besuch bei der Kaiserin damit im Zusammenhang stand, darüber konnte der Adjutant nur Vermuthungen aufstellen. Jedenfalls war ihm die Thatsache, so schlau sie Parthenius zu bergen strebte, schon nach kurzer Frist klar geworden, und mit gewohnter Elasticität streckte er seine Fühler aus, um das Nähere vorsichtig zu erkundschaften.

Von all' diesen Vorgängen hatten die Verschworenen keine Ahnung. Selbst der Umstand, daß ein unbekannter Freund sie gewarnt hatte, konnte sie nicht auf eine so kühne und weitgehende Voraussetzung bringen. Als Nerva noch auf der Trireme des Aurelius diese Warnungsbriefe zur Sprache gebracht, da glaubte Cinna, die Sache als den gewinnsüchtigen Verrath eines untergeordneten Hofbediensteten auffassen zu sollen, der vielleicht seiner Unzufriedenheit Luft gemacht und bei günstiger Gelegenheit auf eine Belohnung gerechnet habe.

Das Landhäuschen des Rufinus war also am Morgen des dreizehnten Februar der Schauplatz gar bewegter Verhandlungen. Der Besitzer hatte seine Sclaven schon am Tage zuvor nach einem stromaufwärts gelegenen Gütchen geschickt. Nur zwei der vertrautesten waren zurückgeblieben, die jetzt, da die Sonne über den Bergen emporstieg, den Gästen ein ländliches Frühmahl bereiteten und sich dann mit Magus nach dem Garten verfügten, wo sie die Landstraße überblicken und den wohlverriegelten Eingang bewachen konnten. Hinter dem Hause, wo ein kleines Pförtchen den Ausgang nach Südosten erschloß, stellte sich, seinem eigenen Wunsche gemäß, Herodianus als Posten auf. Die Gesänge des Pindar und ein Henkelkrug vom Besten, den Rufinus auftreiben konnte, — das war Alles, was er zur Aufrechthaltung seiner Lebensgeister bedurfte, und sollte die Sitzung bis Sonnenuntergang dauern.

Zunächst berichtete nun der einarmige Centurio. Er hatte sich vornehmlich bemüht, die Stimmung der gemeinen Soldaten auszukundschaften, und war vielfach im Lande herumgekommen. Ueberall begegneten ihm die Kriegsleute mit ängstlicher Zurückhaltung, ja mit augenscheinlichem Mißtrauen. Man hatte ihn oft genug für einen jener kaiserlichen Verführungs-Spione gehalten, deren Beruf es war, die Unvorsichtigen zu gefahrbringenden Aeußerungen über die Regierung hinzureißen. Solche Agenten, bis dahin meist nur in Rom thätig, waren bei dem immer

wachsenden Mißtrauen des Cäsars während der letzten Monate auch bei einzelnen Truppenabtheilungen in der Provinz aufgetaucht und hatten viel böses Blut gesetzt. Gerade in Lugdunum stand die von Rom her befohlene grausame Hinrichtung eines allgemein beliebten Officiers, der in der Weinlaune ein unbedachtes Wort gesprochen und durch einen dieser Verführungs-Spione denuncirt worden war, noch in frischem Gedächtniß. Der einarmige Centurio hatte sich gehütet, diese Eindrücke abzuschwächen; er war vielmehr in der Rolle, die man ihm aufdrängte, oft bis an die Grenzen der eigenen Sicherheit vorgegangen. Wo dieser Verdacht ihn nicht traf, wo er harmlos und ungezwungen mit den Leuten verkehrte, da fand er, daß namentlich zwei Botschaften aus der Hauptstadt einen tiefen Eindruck gemacht hatten: das grausame Ende der unglücklichen Julia und das Vorgehen des Imperators gegen Cornelius Cinna. Der Centurio erklärte, daß Cinna gerade unter den gemeinen Soldaten einen sehr starken und lebhaften Anhang habe. Es sei ihm bei der Armee unvergessen, daß er im Senat wiederholt zu ihren Gunsten gewirkt, und insbesondere ihre Partei gegen die einseitige Bevorzugung der Prätorianer ergriffen habe. Schwerer schon werde es halten, die Militär-Tribunen und die sonstigen höheren Officiere zu gewinnen. In diesen Regionen habe die Herrschaft des Domitian ein ziemlich unbestrittenes Terrain.

Dies war so das Wichtigste, was der Centurio mittheilen konnte. Die Genossen sprachen ihm ihren Dank

und ihre Bewunderung für seine unermüdliche Thätigkeit aus. Der Mann, den Cinna und selbst der wohlwollende Nerva stark unterschätzt hatten — vermuthlich weil sie seine Bescheidenheit für Unselbstständigkeit auslegten, stieg mit einem Male zum Range einer hochwichtigen Persönlichkeit auf. Ja, es ergab sich jetzt, daß die Bemühungen des Ulpius Trajanus, des Nerva und des Cornelius Cinna eine verhältnißmäßig geringere Ernte aufwiesen, als die jenes schlichten Kriegsmannes.

Ulpius Trajanus, der zunächst berichtete, erklärte geradezu, er habe trotz aller Bemühungen nur ganz beiläufig einige Militär-Tribunen und Centurionen gesprochen und die Ueberzeugung erlangt, daß er für seine Person hier nur unter einer Bedingung Erfolge zu erzielen im Stande sei: wenn er sich nämlich den Truppentheilen, auf die er es abgesehen, ohneweiters zu erkennen gebe.

Bei diesen Worten gerieth Cajus Aurelius in freudige Aufregung — als ob der Sprecher den Angelpunkt der ganzen Frage berührt habe.

»Ihr wißt,« fuhr Ulpius Trajanus fort, »daß eine der drei hier stationirten Legionen zu den Truppen gehörte, die ich damals im Feldzuge am Rhein gegen die Germanen befehligte. Die Leute waren mir blindlings ergeben, und wenn ich heute unter sie träte und spräche: Soldaten, hier ist Euer Feldherr, flüchtig, verfolgt, gehetzt, weil er das Recht und die Freiheit vertheidigt —, so bin ich, zumal

nach dem, was uns dieser wackere Centurio erzählt hat, fest überzeugt, daß sie alle wie Ein Mann gegen die Herrschaft des Tyrannen aufstehen würden. Es fragt sich nur, ob das Gewinnen Einer Legion als Anfang des Aufstandes genügt; ob nicht vielmehr zu besorgen wäre, daß der Brand sofort unterdrückt würde. Ach, Ihr Theuren! hätt' ich damals, da ich mein Heer von Hispanien aus durch die unermeßlichen Länderstrecken Galliens nach den Ufern des Rheinstroms führte — hätt' ich damals geahnt, daß im Palatium der wahre Feind unseres Vaterlands hauste! Hätt' ich gewußt, daß die ewige Roma im eigenen Herzen schwerer bedräut wurde, als von den wilden Völkerschaften des Teutoburger und des Hercynischen Waldes! Aber ich war ein Kriegsmann, der nur gerade an seine Aufgabe dachte, unbekümmert um das, was außerhalb des Kampfplatzes vorging. Damals wär' es mir ein Leichtes gewesen, die Schreckensherrschaft zu stürzen, dem Senat freie Hand zu geben und so ein rechtskräftiges Urtheil gegen den Hochverräther möglich zu machen, der jetzt ungestraft unsere heiligsten Rechte mit Füßen tritt. Warum hab' ich damals nicht euren Groll und eure Schmerzen gekannt! Fast ergreift es mich wie das Gefühl einer Schuld, da es doch nur eine Verkettung des Schicksals ist. Jetzt erst, da ich bemüht war, Boden zu schaffen für unsere Pläne, jetzt erst trat mir der Fluch der Versäumniß mit verzweifelter Klarheit vor das Bewußtsein. Von den Tausenden und Abertausenden, über die ich damals verfügte, bleibt

mir so wenig, daß ich, wie gesagt, schwanke, ob ich mit diesem Wenigen rechnen soll. So erwart' ich denn euren Rath.«

Nerva, der die letzten Wochen hindurch Trajan's ständiger Begleiter gewesen, hatte dieser Rede nichts weiter hinzuzufügen. Auch Cinna's Berichte waren dürftig genug.

»So lange wir uns noch im Stadium der Vorbereitung befinden,« sagte er mürrisch, »so lange bin ich und bleib' ich ein Nichts. Ich habe mancherlei gesehn und beobachtet. Ich habe mit aller Vorsicht, deren ich fähig bin, ehemalige Beziehungen erneut und, wie ich Euch später erzählen werde, einige unverhoffte Anhänger für unsere Sache geworben, hervorragende Persönlichkeiten, die uns von Nutzen sein können. Bei alledem aber seh' ich keinen richtigen Fortgang. Entweder, oder! Jetzt gilt es ein Wagniß — ein Würfelspiel, bei dem Alles auf Einen Wurf ankommt.«

»Dieser Wurf ist geschehen,« sagte Cajus Aurelius.

Staunend wandten sich alle Blicke auf das hocherglühende Antlitz des Jünglings, der mit bewegter Stimme anhub wie folgt:

»Ja, theure Genossen, wenn nicht Alles trügt, so ist unser Spiel so gut wie gewonnen. Wie mir, dem Unbekannten, dieses Schwere gelang? Ich glaube wohl, daß die Verwunderung Euch sprachlos macht! Aber nicht mir gelang es, sondern Euch — Dir, hochherziger Cinna, Dir edler

Nerva, und vor Allem Dir, Ulpius Trajanus! Hört und begreift! Seit wir uns an der narbonensischen Küste getrennt, litt ich unter dem Druck des Bewußtseins, von Euch Allen am wenigsten zur Förderung unserer Pläne beitragen zu können. Die Verhältnisse waren mir fremd. Zu den Persönlichkeiten hatte ich keine Beziehungen. Ich besaß keine ruhmbedeckte Vergangenheit. So streift' ich denn wochenlang in Begleitung eines der Ruderknechte durch die Provinz, ohne das Geringste zu leisten. Da brachte mich der Zufall auf eine kühne Idee. Es war unweit des Rhodanus. Ermüdet von langem Ritt, waren wir inmitten eines Gehölzes abgestiegen, hatten die Pferde an den Stamm einer Steineiche gebunden und etwas abseits, wo eine Böschung bequeme Lagerung bot, uns niedergelassen. Nach kurzer Frist vernahmen wir Stimmen. Es war, wie ich später erfuhr, der Proprätor von Lugdunum, der in der Nähe ein Landhaus besitzt, und sein ältester Sohn. Die Männer, gänzlich ohne Gefolge, hatten dem Vergnügen der Jagd obgelegen und rasteten jetzt. Wir verhielten uns ruhig; denn Schweigen und Abwarten ist die erste Tugend des Flüchtlings. So ward ich denn unfreiwilliger Zeuge eines Gesprächs, das bald eine für unsere Zwecke höchst bedeutsame Wendung nahm. Ich erfuhr nämlich, daß der Proprätor die jüngsten Maßnahmen des Palatiums keineswegs billigt und nichts weniger als blind ist gegen die Missethaten des Mannes, den er hier zu vertreten hat. Ich erfuhr, daß er einige der Proscribirten, insbesondere Euch,

theuere Bundesgenossen, als muthige und gerechte Männer hochschätzt, und daß er vor Allem in der Feindseligkeit Trajan's gegen das Palatium ein bedenkliches Zeichen erblickt, — ein Symptom dafür, daß der Cäsar auf gefahrvollen Wegen wandelt. Der Sohn, der die Stelle eines Militärtribunen bekleidet, gab dem Vater in allen Punkten, ganz besonders jedoch in Beziehung auf Ulpius Trajanus, Recht. Er entsann sich deiner großen Verdienste im Feldzuge gegen die Nordländer. Er hob hervor, daß Du damals an der Spitze deiner Legionen, als Du die Macht doch in Händen hattest, niemals ehrgeizige Pläne geschmiedet. Er fragte sich, wie es komme, daß ein so maßvoller Mann nach Durchführung so großer Thaten scheinbar dahin gelange, wo Catilina gestanden. Dies Alles ward in kurzer, abgerissener Rede nur so hingemurmelt, — und gleich darauf sprachen sie von den Schauspielen und vom Wagenrennen im lugdunensischen Circus. Mir aber war es genug. Die ganze Art und Weise des Zwiegesprächs und einige Wendungen hatten mir klar gemacht, daß ich hier einflußreiche Personen vor mir hatte. Ich beschloß also, die Männer nicht aus dem Blick zu verlieren. Da sie nach einiger Zeit aufbrachen, schritt ich nach, die Pferde im Gehölze zurücklassend. So entdeckte ich bald das Landhaus, und da mir jetzt einige Sclaven begegneten, die von der Bestellung des Feldes zurückkehrten, so erfuhr ich auf mein Befragen, der hohe Herr, der da so schlicht und so einfach dahinwandle, sei der kaiserliche Proprätor und weile seit vorgestern in der

Villa, um seiner Leidenschaft für das Waidwerk zu fröhnen. Auch gewahrte ich, näher zum Landhaus herankommend, eine Reihe von Wachen und Ehrenposten, die über den hohen Rang des Besitzers keinen Zweifel gestatteten. Da war es, als ob die Götter mir's in die Seele gäben... Sofort stand mein Entschluß fest. Ich schrieb einige Zeilen in meine Wachstafel, gab sie dem Ruderknecht und beauftragte ihn, dieselbe für den Fall, daß ich aus dem Landhause des Proprätors nicht zurückkehren würde, dem Herodianus zu bringen, damit dieser Euch warne. Doch sei ich der besten Hoffnung, daß die himmlischen Mächte meine Verwegenheit mit Erfolg krönen würden. Der Sclave entfernte sich. Ich aber ließ mich bei dem Proprätor melden, mit dem Vermerk, ich hätte ihm eine wichtige Entdeckung zu machen. Zehn Minuten später stand ich dem Oberhaupte der Provinz gegenüber. Herr, sagte ich, so ruhig und selbstbewußt, als ob ich ihm ein kaiserliches Decret brächte, ich komme im Namen des Cinna, des Nerva und des Trajanus, um Dir mitzutheilen, daß dieselben beschlossen haben, den Cäsar Domitianus vor dem Senate des Hochverraths anzuklagen, ihn abzusetzen und zu diesem Behufe die Legionen deiner Provinz gegen Rom zu führen! ...«

»Welch' ein Wahnsinn!« rief Cinna erschreckt.

»Ja, edler Cinna,« sagte Aurelius treuherzig, »jetzt, da ich mir's ruhig überlege, erstarre ich selbst über meine Vermessenheit. Und doch wiederum: was setzte ich weiter auf's Spiel? Mein Leben! Euch aber hätte mein Frei-

gelassener noch rechtzeitig warnen können: denn was ich Euch hier erzähle, begab sich erst vorgestern.«

Cinna wechselte zu wiederholten Malen die Farbe.

»Weiter, weiter, weiter!« drängten die Uebrigen.

Aurelius fuhr fort:

»Der Proprätor war wie vom Donner gerührt. Einen Augenblick hatte ich das Gefühl, als ob er selbst für seine Sicherheit fürchte; als ob er glaube, die Aufwiegelung seiner Legionen sei insgeheim schon bewerkstelligt, und man warte nur auf ein Zeichen, um loszubrechen. Er schien aufzuathmen, da ich ihm sagte, die Partei der Vaterlandsfreunde wende sich an ihn behufs Herbeiführung einer raschen Entscheidung; sie erwarte von seiner Umsicht, von seinem Rechtssinn, von seinem altbewährten Patriotismus die Lösung der Situation. Ich schilderte ihm nun in glühenden Worten die nagende Mißstimmung, den Groll, den Haß der Bevölkerung, die Willkür des fluchbeladenen Tyrannen, die himmelschreienden Verbrechen und Missethaten, die innere Nothwendigkeit einer Umwälzung. Dann rief ich ihm die Namen derer in's Gedächtniß, die hier die Sache des Vaterlandes vertheidigten: Nerva, Cinna, Trajan! Was ich sonst noch geredet, ich weiß es nicht. Die Götter wollten es, daß ich Saiten anschlug, die in der Brust des alten Kriegsmannes ein dröhnendes Echo fanden. Mag sein, daß persönliche Beweggründe mit hinzugekommen; kurz: der Proprätor ist für unsere Sache gewonnen, und sobald Ihr wollt, könnt Ihr das Weitere mit ihm planen und abwägen!«

»Wenn das Ganze nur keine Falle ist!« sagte Afranius.

»Nein, nein!« rief Ulpius Trajanus. »Ich entsinne mich jetzt. . . Clodianus erzählte mir noch im verwichenen Sommer, der Proprätor habe nach dem Tode seiner ersten Gemalin um die Liebe der Julia geworben . . . Wußte er nicht, wie Julia geendet?«

»Er kannte die Wahrheit nur als dunkles Gerücht. Ich theilte ihm Alles mit, was in der Hauptstadt von Mund zu Mund geht. In der That, er schien erschüttert ob dieser Mittheilung . . .«

Das plötzliche Erscheinen des Herodianus schnitt Cajus Aurelius das Wort ab. Hinter dem Freigelassenen erschien die zerlumpte Gestalt eines Bettlers.

»Ein Bote aus Rom,« sagte Herodianus geheimnißvoll. »Er bringt Gewichtiges, wenn er anders die Wahrheit redet.«

Der Bettler trat vor und fragte, ob Cornelius Cinna zugegen sei. Da der Gesuchte diese Frage bejahte, übergab ihm der Mensch ein stark zerknittertes Schreiben. Mit fiebernder Hast löste Cinna die Schnur und das Siegel. Erwartungsvoll hingen die Blicke der Uebrigen an seinem Angesichte, das erst flüchtig erblaßt war und sich jetzt mit einer immer lichter werdenden Röthe bedeckte.

»Ein neuer Bundesgenosse,« sagte er, indem er die Hand mit dem Brief sinken ließ. »Und fürwahr ein gewichtiger. Das Schreiben kömmt von dem Adjutanten

Clodianus. Der Wolf in der Fabel! In diesem Augenblick erwähntest Du seinen Namen, Trajanus!«

»Wie? Clodianus? Unmöglich!« rief der Angeredete.

»Nicht so ganz unmöglich,« versetzte Cajus Aurelius. »Noch kurz vor unserer Flucht traf ich ihn im Haus des Norbanus. Was er da redete, wie er mich ausfragte... jetzt erst fällt es mir auf.«

»Aber, beim Herkules, laßt uns hören!« rief Cnejus Afranius.

Nachdem sich Herodianus mit dem Boten wieder entfernt hatte, las Cornelius Cinna den Brief vor. Das Schreiben enthielt zunächst die Mittheilung, daß Clodianus jener unbekannte Warner gewesen, der die Verschworenen von der geplanten Verhaftung in Kenntniß gesetzt. Um diese Thatsachen zu erhärten, führte es den Wortlaut des Briefes an, den Cornelius Cinna empfangen — ein Beweis, dessen zwingender Charakter von den Zuhörern mit Befriedigung anerkannt wurde. Hierauf entwickelte nun Clodianus mit großem Scharfsinn das Project eines gemeinsamen Vorgehens. Er berichtete über die Art und Weise, wie er seit geraumer Zeit die Prätorianer bearbeite, und versicherte, als einzige Schwierigkeit stelle sich hier nur der Charakter des Norbanus entgegen, der dem Cäsar mit einer gewissen Hartnäckigkeit anhange, vornehmlich Kriegsmann sei und sich um die eigentlichen Fragen des Staatswohles durchaus nicht bekümmere. Doch sei die Hoffnung nicht ausgeschlossen, auch diese wichtige Persönlichkeit für

die Interessen des Vaterlands zu gewinnen. Schlimmsten Falls werde man Mittel und Wege finden, ihn auf eine schonende Art zu beseitigen. Hieran schlossen sich einige schätzbare Winke bezüglich der militärischen Operationen und Vorschläge behufs Herstellung eines raschen und sicheren Verkehrs zwischen Clodianus und den Verschworenen. Dann hieß es wörtlich wie folgt:

»Wenn, wie ich vermuthe, der Bataver Cajus Aurelius unter Euch weilt, so laß ihn wissen, daß einige Tage nach den Iden des Monats November seine Braut in meinem Hause gewesen ist. Sie befindet sich wohl. Sie kam in der Absicht, meine Verwendung zu Gunsten ihres Bruders Quintus Claudius zu erbitten, der, wie Euch vielleicht zu Ohren gekommen, kurz nach eurer Flucht unter der Anklage des Nazarenerthums verhaftet und ins Tullianum geworfen wurde. Ich versprach ihr das Mögliche, weiß aber zuverlässig, daß, so lange Domitianus das Scepter führt, nicht an Gerechtigkeit, geschweige denn an Gnade zu denken ist.«

Die letzten Worte übten auf Cajus Aurelius eine wunderbare Wirkung aus.

»Freunde!« rief er, »Ihr seht, die Götter selbst haben uns die Pfade geebnet! Was zögern wir noch? Welche bessere Bürgschaft für das Gelingen unserer Pläne begehren wir? Sollte der Proprätor wirklich noch schwanken: dieser Brief des Adjutanten wird ihm die Augen öffnen, Er wird sehen, daß sich dem Fatum nicht widerstreben läßt. Ich

schlage Euch vor, ohne Aufschub mit dem Proprätor in Unterhandlung zu treten, und so rasch als möglich die Reise nach Lugdunum zu wagen. Dort erklären wir Angesichts der Legionen den Imperator für abgesetzt und stellen den alten herrlichen Freistaat des Cincinnatus und des Regulus wieder her!«

»Auf nach Lugdunum!« klang es im Chore.

Neuntes Capitel.

Der April, der Wonnemonat des Südens, war mit all' seiner Frühlingspracht in das Land gezogen. Die Siebenhügelstadt mit ihren zahlreichen Gärten und Baumpflanzungen bot einen wahrhaft bezaubernden Anblick. Es schien, als habe sie eigens ihr herrlichstes Prunkgewand angelegt zur Feier der gewaltigen Säcularspiele, die gestern mit einem glänzenden Wettrennen im Circus Maximus ihren Anfang genommen. Heute, am sechsten Tage nach den Kalenden, zwei Stunden nach Sonnenaufgang, sollten in der Arena des flavischen Amphitheaters die Kampfspiele, die Schiffsgefechte und die Thierhetzen folgen.

Bis zu diesem Zeitpunkte war es fast noch eine Stunde: aber schon herrschte auf dem frühlichtbeglänzten Forum und in allen benachbarten Straßen ein Menschengewühl, das jeder Beschreibung spottete. Ganze Colonnen von gold- und purpurstrotzenden Sänften schoben sich mühsam durch die brandende Volksmenge und strebten über die Via Sacra dem Eingang des Amphitheaters zu.

Dreihundert Löwen, ebenso viele Panther, fünfzig cantabrische Bären, vierzig Elephanten und anderes Gethier, sechshundert Gladiatoren und Faustkämpfer, darunter einige Weiber und Zwerge, ein Dutzend Raubmörder von der appischen Straße und einige neunzig Christen sollten bis zum Abend des vierten Tages, mit welchem die Festlichkeiten officiell ihren Abschluß fanden, theils in Einzelkämpfen, theils in größeren oder kleineren Gruppen, ihr Blut verspritzen. Wahrlich, die Herolde, die das Volk im Namen des Imperators einluden, sie hatten in mehr als einem Sinne die Wahrheit gesagt, wenn sie die übliche Wendung gebrauchten: »Kommt heran, um zu schauen, was Keiner von Euch jemals gesehen hat, noch je wieder sehen wird!«

Heute, am zweiten Tage, schien die Betheiligung fast noch ungestümer, als gestern. Die Zahl der Fremden, die aus allen Theilen des Reiches herzugeströmt waren, hatte sich noch vermehrt, — und obwohl das Amphitheater über achtzigtausend Zuschauer faßte, so war doch Mancher bei dem ungeheuren Andrang der Schaulustigen besorgt, ob es ihm auch gelingen möge, einen Platz zu erobern.

In der Schaar der Sänften, die nicht über das Forum, sondern von der cyprischen Straße her auf die Arena zusteuerten, befand sich eine von besonders reicher und geschmackvoller Ausstattung. Die Gardinen waren zurückgestreift. Zwei schöne, aber auffällig gekleidete und

übertrieben geschminkte junge Mädchen lagen plaudernd in den schwellenden Kissen. Es war die gefeierte Gallierin Lykoris und eine ihrer Freundinnen, die Klein=Asiatin Leaina, die den Winter als Begleiterin eines reichen Aegypters in Athen zugebracht hatte und erst gestern, nach kaum eröffneter Schifffahrt, in später Abendstunde wieder zu Rom eingetroffen war. Lykoris empfand für Leaina eine Art schwesterlich=harmloser Sympathie, zumal sie wußte, daß die Klein=Asiatin ihr an Schönheit nicht gleich kam; Leaina aber, die eine sehr untergeordnete Stellung als Tänzerin einer übelberüchtigten capuanischen Taberne bekleidet hatte, war von Lykoris in die große Welt eingeführt worden und verspürte sonach eine leise Regung von dem, was man bei minder flachen Geschöpfen Dankbarkeit genannt haben würde. Wie die Beiden jetzt so in üppigster Toilette, die Augenbrauen mit Stibium geschwärzt und die Adern an den Schläfen mit blauer Honigfarbe gemalt, in der Sänfte lehnten, schienen sie Ein Herz und Eine Seele zu sein.

»Es ist reizend,« girrte Lykoris, »daß Du wenigstens die Kämpfe des Amphitheaters mitgenießest. Das dumme Schiff, das sich so unverzeihlich verspätete! Noch dazu bei deiner ausgesprochenen Schwärmerei für die Wettrennen! Ich sage Dir, Kind, es war himmlisch! Schon der Festzug vom Capitol nach dem Circus Maximus! Zuvorderst die schönsten Jünglinge Roms auf milchweißen Pferden, — ein entzückender Anblick! Dann die zwei=

und vierrädrigen Wagen, die Tänzer, die Flötenspieler und Kitharisten, die Priester im vollsten Pompe — und zum Schlusse die Magistratspersonen, gold'ne Kronen von Eichenlaub auf den Scheiteln und die festliche Toga der Triumphatoren über den Schultern. Da sah man wieder so recht, was die Größe Roms zu bedeuten hat! Im Allgemeinen ist mir ja das viele Gerede von der Herrlichkeit des römischen Namens, und was die Leute sonst noch im Munde führen, einfach zum Lachen: aber bei solchen Gelegenheiten geht mir doch ein leises Frösteln über den Rücken, und ich fühle einen Hauch von... wie soll ich nur sagen?... von Erhabenheit... von .. von... Ich weiß nicht, ob Du verstehst, was ich meine?«

»Ja, ja,« versetzte Leaina zerstreut... »Aber sage doch: Du erwähntest da eben die Priester. Befand sich auch Titus Claudius, der Oberpriester des Jupiter, mit im Zuge? Du schriebst mir vor einigen Wochen, sein Sohn Quintus sei vom Senate des Nazarenerthums überführt und zu den Bestien verurtheilt worden. Da denk' ich doch, sein Vater wird sich bedanken, bei einem Fest mitzuwirken...«

»Ei, mein Kind,« fiel ihr die Gallierin in die Rede, »nun merk' ich doch in der That, daß Athen aus der Welt liegt. Du scheinst nicht zu wissen, was einige Tage lang ganz Rom beschäftigt hat: daß Titus Claudius nämlich seit den Iden des März auf den Tod liegt. Er fiebert, er phantasirt, er hat die Besinnung verloren. Sein Haar

soll während der letzten Monate weiß geworden sein, wie das eines Greises. Rom hat in der Regel nicht allzuviel Zeit übrig für das Unglück des Einzelnen: hier jedoch war die Theilnahme allgemein. Anfangs hatte man dem jungen Claudier gegrollt. Bald aber regte sich überall die eifrigste Sympathie. Hunderte von angesehenen Personen bemühten sich, ihn zu retten. Auch ich, die Bequemlichkeit selber, habe mich angestrengt wie ein Bewerber um's Consulat. Im Ernst, Leaina, ich hatte Mitleid .. Auch wär' es ein Jammer um diesen Ausbund von Schönheit und Jugendreiz. Wo ich nur konnte, hab' ich gewirkt, — beim Oberkämmerer, den ich sonst um den Finger wickle, — ja, zuletzt bei der Kaiserin... Ich weiß nicht, ob ich Dir schrieb, daß auch die Kaiserin mich ihrer Gönnerschaft würdigt...Alles umsonst! Der Imperator ist unerbittlich. Selbst als der Vater sich in heller Verzweiflung erbot, an Stelle des Sohnes dem Gesetze zum Opfer zu fallen, und sich selber den Tod zu geben, selbst dann noch wies Domitianus jedes Erbarmen zurück. Nun erwartet man, das Volk werde im Amphitheater die Begnadigung fordern.«

»Und Cornelia, die Verlobte des Quintus? Auch sie war doch angeklagt?«

»Sie theilt sein Schicksal. Ein doppeltes Verbrechen fällt ihr zur Last: das Nazarenerthum und der Mordanschlag auf den Kaiser. Für sie um Gnade bitten, hieße die Majestät beleidigen.«

»Das sind ja wunderbare Geschichten!« sagte Leaina ein wenig aufseufzend. »Wie ist denn das nur eigentlich mit dem Verbrechen des Nazarenerthums? Was machen die Leute?«

»Ja, Du meine Güte, da fragst Du mich mehr, als ich beantworten kann. Es scheint, daß sie allerlei Götzendienst treiben und Rebellion schmieden. Norbanus erklärte mir einmal, sie wollten die verkehrte Welt einführen und die Herren zu Sclaven und die Sclaven zu Herren machen. Ich sagt' ihm gleich, das klinge mir sehr wenig wahrscheinlich; stünde das richtig, so würden doch nur Sclaven bei der Sache betheiligt sein. Nun ist aber, außer Quintus, auch der Consul Flavius Clemens, ein Verwandter des Kaisers, verhaftet und überführt worden. Da muß denn doch etwas Andres dahinter stecken.«

»Natürlich!« sagte Leaina.

»Vielleicht hängt das ganze Getreibe mit den Unruhen zusammen, die seit Kurzem von der rhätischen Grenze gemeldet werden. Man sagt, die Verschwörer — Du weißt doch, Cornelius Cinna, Ulpius Trajanus und wie sie sonst heißen — hätten sich mit einigen Fürsten Germaniens in Verbindung gesetzt und wollten auf Rom marschiren.«

»Das wäre ja schrecklich! Gerade jetzt, wo die schönste Jahreszeit vor der Thüre steht!«

»Sei unbesorgt! Clodianus hat die Geschichte noch rechtzeitig entdeckt. Zu allem Ueberfluß läßt er Truppen

aus der Provinz — ich glaube aus dem lugdunensischen Gallien — herüber nach der Halbinsel kommen. Die werden den Aufrührern schlimmsten Falls schon die Wege weisen. Uebrigens — Du siehst doch, die Festspiele nehmen das ganze öffentliche Interesse in Anspruch. Dächte man nur entfernt . . .«

»Nun, bei der Kypris, ich wüßte auch nicht, was ich anfinge! Stell' Dir nur einmal vor: so ein Brand wie zu Zeiten des Nero . . .! Die ganze Saison wäre verpfuscht!«

»Närrchen!« sagte Lykoris. »Aber was gibt's denn nun schon wieder, Philemon? Alle Augenblicke machen wir Halt!«

»Herrin,« sagte der Sänftenträger, »die Häscher nehmen dort einen Menschen fest, und das herandrängende Volk versperrt uns die Straße.«

Lykoris beugte sich aus dem Tragbette. Links vom Wege, unmittelbar vor dem Eingang der Titus-Thermen, hatten sich zwei handfeste Kerle auf eine schlanke, bleiche Jünglingsgestalt geworfen, die sich verzweiflungsvoll wehrte, aber nach kurzem Widerstande bewältigt wurde.

»Das Gesicht muß ich kennen,« sagte Lykoris. »Und doch, beim besten Willen, ich wüßte nicht . . . Philemon, frage doch, was der Mensch dort verbrochen hat!«

Der Sänftenträger schickte einen der Sclaven, die dem Tragbett vorausschritten, nach der Stelle hinüber, wo die beiden Schergen dem Ueberwältigten jetzt die Hände knebelten. Nach kurzer Frist kam der Diener zurück.

»Es ist Eurymachus, der Sclave des Stephanus, der im vorigen Herbst durch ganz Latium gesucht wurde.«

»Wahrlich, er ist's!« rief Lykoris. »Erinnerst Du Dich, Leaina? Es war kurz vor deiner Abreise. Jawohl, jetzt erkenn' ich das eigensinnige, blasse Gesicht. Nur der Bart fehlt, der ihn damals noch bleicher machte. Weißt Du, Seelchen, es schaudert mich, wenn ich an diese Scene zurückdenke! Seit Quintus Claudius zu den Bestien verurtheilt ist, bin ich nervös geworden. Dieser Eurymachus war sein Unheil. Nein, sieh nur, wie verzweiflungsvoll der Gefesselte um sich blickt! Und damals schien er so ruhig, als man ihn beinahe schon am Kreuze emporzog!«

»Es scheint, die letzten Monate haben ihn mürbe gemacht.«

»Nein, nein! Das hat andere Gründe, verlaß Dich drauf! Ueberdies . . . da er doch mit in die Sache des Quintus verwickelt war . . . vielleicht gibt's da neue Gesichtspunkte . . . Man sollte ihn abhören . . . Philemon, heiß' die beiden Häscher herantreten!«

Höchlich erstaunt näherten sich die zwei Gesellen dem glänzenden Tragbette, den Gefangenen in ihre Mitte nehmend.

»Hört,« sagte Lykoris herablassend, »Ihr habt einen glücklichen Fang gethan. Ich kenne den Burschen. Ich weiß, daß Stephanus große Belohnungen auf seine Ergreifung gesetzt hat. Wollt Ihr Euch bei dem Herrn des Entwichenen besonders gut einführen, so thut jetzt, was ich

Euch anrathe. Nehmt diese Tafel hier, auf die ich zwei Zeilen schreibe, und bringt sie mitsammt eurem Gefangenen unverzüglich in des Stephanus Wohnung. Ihr trefft ihn noch, denn er ist viel beschäftigt und kommt vor Mittag schwerlich nach der Arena. Wollt Ihr thun, wie ich Euch heiße?«

»Herrin,« sagte der Eine, »es steht uns frei, den Flüchtling zum Stadtpräfecten oder in die Wohnung seines Eigenthümers zu bringen. Gefällt es Dir . . .«

Lykoris winkte dem Sclaven, der die Schergen herangerufen. Der Diener griff ins Gewand und gab jedem der beiden Männer einige Goldstücke. Die Gallierin aber schrieb wie folgt in die Wachstafel:

»Lykoris grüßt den erlauchten Stephanus.

»Man bringt Dir, zugleich mit den Zeilen hier, den Sclaven Eurymachus, auf den Du so lange fruchtlos gefahndet hast. Verwahr' ihn sorgfältig, aber thu' ihm kein Leids, bis Du Rücksprache mit mir genommen. Weßhalb, sag' ich Dir mündlich. Ich käme sofort, wenn es noch früher am Tage wäre. So aber fürchte ich die Eröffnung der Kampfspiele zu versäumen. Ich schreibe dies in der Sänfte — auf der cyprischen Straße, wo dein Sclave ergriffen wurde. Erwarte mich heute zu Tisch! Lebe wohl!«

Sie überreichte die Tafel dem Häscher und empfahl ihm gute Besorgung. Noch einmal streifte ihr Auge das blasse, schmerzlich-schöne Antlitz des Dulders, und ein

seltsames Gefühl schlich ihr über das Herz, eine Regung des Mitleids und der Beschämung... Bestimmt — so meinte sie — wenn sie den Verurtheilten damals so aus der Nähe geschaut, sie würde ein gutes Wort für ihn eingelegt haben! Dies ernste, halb verschleierte Auge glühte von so unsäglichem Feuer! Und daß der Mund in seinem Ausdrucke schmerzlich-stummer Entsagung so sehr mit dieser Flammengluth im Widerspruch stand, — das gab der beweglichen Phantasie der Gallierin ein seltsames Räthsel auf. Schade, daß ihr dieses Problem in so unerfreulicher Form entgegentrat! Ein Cavalier, ein römischer Ritter, ein senatorischer Jüngling als Träger solcher geheimnißvollen Gesichtszüge hätte sie fesseln können... Es war ärgerlich, bei der Cypria, — höchst verdrießlich! Wie er so aufschaute, hatte der Sclave etwas Dämonisches... Sie begriff, daß er ein so stürmisch erregtes Gemüth, wie das des Quintus, beeinflußt habe.

Je mehr sie darüber nachdachte, um so fester stand ihr Entschluß. Sie mußte herausbringen, wie das Alles gekommen war. Der Mensch, der Eurymachus, sah freilich ganz darnach aus, als ob er im Stande sei, jede Auskunft rund zu verweigern. Aber hing er nicht ganz von ihr ab? Sein Tod war gewiß, und nur sie konnte ihm Gnade erwirken. Wenn sie ihm also sagte: Sprich! Erzähle! oder ich lasse dem Schicksal, das Dich zertrümmern will, freien Lauf... Lächerlich! Es war ja zweifellos, daß er reden würde .. Und es mußten doch wunderbare Geheimnisse

sein, die einen Jüngling, wie Quintus, bestimmen konnten...

Nun fiel ihr jählings der Gedanke auf's Herz, daß Eurymachus ja nicht allein die Rache des Stephanus zu befürchten habe. Auch als Christ war er dem Gesetze verfallen ... Immerhin! Sie konnte der staatlichen Gerechtigkeit nicht in den Arm greifen. Die Hauptsache blieb: sie würde ihn ausforschen, wenn anders Stephanus ihrer Bitte entsprach. Der aber mußte wohl! Noch vor Kurzem freilich hatte er sie am Gängelband geleitet, — aber das Kind war ihm plötzlich über den Kopf gewachsen. Seit sie den Oberkämmerer Parthenius beherrschte ... Parthenius! War diesem ersten Günstling des Imperators irgend Etwas unmöglich? Wenn Parthenius befahl, so ward Eurymachus in Freiheit gesetzt, allen Richtersprüchen zum Trotz ...

Lykoris fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Ihr Antlitz glühte. Auf welch' sonderbare Gedanken war sie gerathen? Welche Verkettung von thörichten Bildern und haltlos wirren Phantasmen! Sie bemerkte kaum, daß die Sänfte inzwischen am Eingange des flavischen Amphitheaters angelangt war. Leaina mußte sie aus ihren Träumereien emporrütteln.

»Was hast Du, goldne Lykoris?« fragte sie leise. »Du scheinst verstimmt, und warst doch vor Kurzem noch in so ergötzlicher Laune! Nicht wahr, der Anblick des Ausreißers hat Dich an jene Comödie erinnert, die so fatal in

die Brüche ging? Deine Eitelkeit als Gastgeberin macht Dich allzu empfindlich. Lächle wieder, mein Schätzchen! Bedenke, daß halb Rom uns beobachtet!«

»Du hast Recht, Kind,« versetzte Lykoris. »Unsere Aufgabe ist, schön zu sein. Den Ernst überlassen wir den Vestalinnen.«

Sie entstiegen der Sänfte, während einer der Sclaven im Bureau, rechts vom Portal, die sogenannten »tesserae«, die elfenbeinernen Eintrittstafeln erstand, auf denen die Nummern der Plätze in lateinischen und griechischen Zahlen vermerkt waren. Die beiden Mädchen nahmen die Marken in Empfang und erreichten dann langsam in dem dichten Gewühl die Stelle, wo ein Bediensteter in farbigem Festgewande, der Platz-Zeiger, sie zurechtweisen konnte. Sie schenkten ihm einige Silbermünzen, ließen sich, von dem langen Stehen, Klimmen und Klettern ermüdet, auf die Polster nieder, die der Sclave ihnen nachgetragen, und holten tief Athem.

Das Amphitheater bot einen majestätischen Anblick. In einer halben Stunde sollten die Kampfspiele ihren Anfang nehmen; doch waren die meisten der Sitzreihen, zumal in den oberen Regionen, schon jetzt beinahe gefüllt. Das blühte und strahlte nur so von reichen Gewändern, von schaubegierigen Augen und erwartungsvoll gerötheten Angesichtern. Selbst die ärmsten Clienten hatten die frisch aufgewalkte Toga über die Schulter geschlagen. Das weibliche Geschlecht, mit goldenen Spangen und Diademen

geschmückt, war besonders zahlreich vertreten, von der Matrone aus senatorischem Stamme bis zum Weibe des Handwerkers und zur leichtfertigen Syrerin allerdunkelster Herkunft.

Jetzt füllte sich auch das vergoldete Podium, das für die Senatoren bestimmt war. Langsam und voll affectirter Würde nahmen sie Platz, die sogenannten Väter des Staats, die jetzt nicht viel mehr waren, als ohnmächtige Werkzeuge in den Händen der Willkür. Manche Lücke war in diese Gesellschaft gerissen, denn noch schmachteten die Verdächtigen in den Kerkern, vergeblich auf ein regelrechtes Verhör, geschweige denn auf den Richterspruch harrend.

Gleich darauf erschienen in langen, weißen Gewändern die vestalischen Jungfrauen, denen das Gesetz und die Sitte gleichfalls einen besonderen Ehrenplatz einräumte. Ach, die Kühnheit des Quintus Claudius, der im Uebermuth seiner Becherlaune eine dieser Priesterinnen als Liebchen besungen, war nicht so ganz unerhört, wie sein Vater vermeinte! Die weihevollen Gewänder verhüllten gar manches gebrochene Gelübde, und der leise Spott, der um die Lippen der schönen Lykoris schwebte, war nur allzu berechtigt.

Immer neue Schaaren von Schaulustigen drängten sich über Treppen und Gänge. Ein Stimmengewirre, dem Branden des tyrrhenischen Meeres vergleichbar, brauste durch den unermeßlichen Krater. Endlich war der Bau bis auf den letzten Winkel gefüllt. Nur das gold- und purpur-

beschlagene Pulvinar des Imperators und die daneben befindlichen Hochsitze waren noch leer. Erwartungsvoll hafteten Aller Blicke auf der schimmernden Pforte, durch die der Weltbeherrscher und sein Gefolge eintreten sollte. Als theile es die Ungeduld des versammelten Volkes, bauschte und blähte sich das Velarium, das ungeheure Segeltuch, das, von fünfzig Mastbäumen gehalten, zum Schutz gegen die Sonne über das ganze Oval des Amphitheaters ausgespannt war. Wer es zum ersten Male ersah, der mochte wohl denken, das Firmament wolle über die Erde hereinbrechen.

»Noch fehlt eine Viertelstunde,« sagte der Obstverkäufer, der jetzt an Lykoris und Leaina vorüberschritt. »Frische Orangen aus Tauromenium! Herrin, befiehlst Du?«

»Später, mein Junge! Sieh' doch, Leaina, — dort, in der vierten Reihe! Erkennst Du ihn?«

»Ich bin kurzsichtig.«

»Es ist Martialis, unser geistvoller Spötter. Und hier, in der gleichen Sitzreihe, der zehnte oder zwölfte Platz, von Dir aus gerechnet . . . Eben beugt er sich vor . . .«

»Der Isispriester!« sagte Leaina. »O, sein Amulet hat mir gute Dienste gethan! Hinter Rhegium bekamen wir Sturm . . .«

»Er macht ein verwünscht ernstes Gesicht, dieser Barbillus.«

»Ob er denkt, es könne ihm und seiner Isislehre einmal gerade so gehen, wie heute den Nazarenern?«

»Thorheit!« lachte die Gallierin. »Er steht bei dem Oberkämmerer in Gunst.«

»Siehst Du sonst Bekannte hier in der Nähe?«

»Bekannte, o ja! Aber Niemanden, der mich interessirt. Da sitzt auch das lächerliche Geschöpf, weißt Du, die alberne Gaditanerin, die Melinno — ich glaube, ich schrieb Dir davon! — Ein hispanischer Ritter — sie ist die Frau seines Freigelassenen — hat sie vor wenigen Wochen mit nach der Hauptstadt gebracht, und nun läßt sich's die abgeschmackte Person beifallen, mich und meine Rolle nachzuäffen, daß ich davonlaufen möchte. Selbst eine Recitation hat sie ausgeheckt. Statius wird ihr die Ehre geben... Sie ist furchtbar komisch mit ihrer Schöngeisterei. Dabei kann sie nicht lesen.«

Leaina erröthete. Sie war sich der nämlichen Unkenntniß bewußt. Rasch fragte sie, um das Gespräch abzubrechen, nach der Reihenfolge der Kampfspiele.

Lykoris vermochte ihr nur so obenhin Auskunft zu geben. Doch wußte sie, daß die Festordner ihr Augenmerk ganz besonders auf die Reichhaltigkeit und Abwechslung der Spiele gerichtet hatten; dergestalt, daß an jedem der drei Festtage jede einzelne Gattung des Kampfspieles in mustergültigen Leistungen vertreten sein sollte.

»Die Damen dürfen sich auf gute Unterhaltung gefaßt machen,« sagte mit verbindlichem Lächeln ein

wohlgekleideter Jüngling, der eine Reihe weiter nach oben saß und die letzten Worte der Gallierin gehört hatte. »Sogar Frauen werden die Klinge führen. Auch bestehen ja die verurtheilten Nazarener fast zur Hälfte aus Frauen.«

»Und die sollen sich wehren?« fragte Lykoris verwundert. »Im Kampfe gegen Löwen und Panther?«

»So gut sie können,« versetzte der Jüngling achselzuckend. »Einige der Männer bekommen Schwerter. Ich weiß nicht, ob man auch die Frauen bewaffnet.«

»Was hülfe es auch,« meinte Leaina. »Als Verbrecher sind sie nun doch einmal dem Tode geweiht.«

»Allerdings. Das Bischen Stahl wird übrigens an der Sache nichts ändern. Selbst Quintus Claudius, der zu den Stärksten und Geschicktesten zählt, wird erfahren, daß ein Löwe mehr bedeutet, als ein Ringkampf im Saale der Thermen.«

»Ich denke, das Volk wird seine Begnadigung fordern. . .?« sagte die Gallierin.

»Der Kaiser wird sie verweigern. Wenn je, so sind hier alle erdenklichen Hebel angesetzt worden. Domitianus blieb unerschütterlich. Das Einzige, was er zugestand, war die Freilassung des Verbrechers nach Besiegung der dritten Bestie. Was das heißt, brauch' ich einer Römerin nicht zu erläutern.«

»Freilich!« versetzte Lykoris. »Ein gätulischer Löwe und das kurze, klägliche Messer! Es ist fast so, als

ob ich die Mauern hier mit den Händen zertrümmern wollte...«

»Ein guter Vergleich. Wie oft haben wir's von dieser Stelle mit angesehn! Der glücklichste Stoß, der dem Thiere bis an's Heft in die Brust drang, konnte nicht hindern, daß der Kämpfer noch im letzten Augenblicke zerfleischt wurde. Und geschähe nun wirklich, was schier unmöglich scheint, — wie sollte sich das Unmögliche wiederholen?«

Ein klirrender Drommetenstoß unterbrach dieses Zwiegespräch. Das Stimmengebraude rings im weiten Amphitheater verstummte. Langsam öffnete sich die Pforte hinter dem goldumstrahlten Pulvinar. Domitianus, der gefürchtete Imperator, der, den Worten seiner Schmeichler zufolge, den Erdball mit dem Zucken der Wimper bewegte, trat in glänzender Gewandung hervor und nahm den festlich geschmückten Thron ein.

»Ave, Cäsar!« jauchzte der Pöbel dem Tyrannen entgegen. Er aber neigte huldvoll lächelnd das Haupt und hob mit schauspielerischem Pathos die Hand, um seine Römer zu grüßen.

Den Platz zur Rechten des Imperators nahm Domitia, die Kaiserin, ein; der Platz zur Linken blieb frei. Er wäre für Titus Claudius Mucianus bestimmt gewesen, den Unglücklichen, der, nur wenige hundert Schritte von dem Schauplatz dieser furchtbaren Kampfspiele entfernt, auf schweißgebadetem Lager mit dem Wahnsinn und mit dem Tode rang.

Im Gefolge des Imperators erschien der Oberkämmerer Parthenius, — wie immer der vollendete Hof- und Weltmann, graziös lächelnd, eine Sonne der Huld und der Anmuth. Es erschien ferner Clodianus, der Adjutant, stattlich und kriegerisch-kraftvoll wie je, nur ein wenig bleicher als sonst... Vielleicht aber war diese Blässe nur der Widerschein des Velariums, das jetzt, da der Kaiser Platz genommen, wie von Ehrfurcht gebändigt, schlaff über der weiten Arena hing.

Die Drommete des Herolds ertönte vom Neuem. Zinken und Hörner schmetterten darein, aufregend, gell und gewaltig, als zögen die Legionen der Republik wider die Schaaren des Hannibal. Dann öffnete sich drunten in der Arena die Pforte der Gladiatoren. Langsam und feierlich kamen die Fechter aus ihren Verließen auf den Schauplatz gewandelt, — hohe, kräftige Gestalten, meist blonden Hauptthaars, denn ihre Mehrzahl bestand aus Nordländern. Trotzigen Blicks durchschritten sie die Rotunde. Vor dem Pulvinar des Imperators vorüberschreitend, neigten sie sich und riefen mit lauter Stimme: »Heil Dir, Cäsar, die Todgeweihten begrüßen Dich!«

Nachdem sie alle vorbeigezogen, erschien der Festordner, verbeugte sich gegen den Thron und sagte vernehmlich:

»Der Sueve Marcus kämpft mit dem Cherusker Tumelicus!«

Es erhob sich eine rauschende, wilde Musik. Die übrigen Gladiatoren traten in ihre Verließe. Der Fest-

ordner beschrieb mit seinem Stabe den Kreis, innerhalb dessen der Kampf stattfinden sollte. Die beiden Gladiatoren wurden von je zwei Sclaven gewappnet. Man setzte ihnen die Helme auf. Man reichte ihnen die runden Schilde und die kurzen, breitklingigen Schwerter. Ein abermaliger Drommetenstoß gab das Signal. Lautlose Stille. So oft das Römervolk die blutigen Spiele der Arena geschaut haben mochte, immer von Neuem übten sie ihren bestrickenden Reiz. Die Frauen und Mädchen mit den güldenen Spangen und Diademen vergaßen jetzt sogar die Nachbarschaft ihrer liebegirrenden Cavaliere, die bis dahin bemüht gewesen, den Vorschriften des Ovid betreffs der günstigen Gelegenheiten des Amphitheaters pflichteifrig nachzukommen.

Langsam, wie zwei schleichende Panther, schritten die Gegner aufeinander zu. Jeder suchte von Weitem schon bei dem Feind eine Blöße zu erspähn, sich selbst aber möglichst zu decken. Sie kannten sich vermuthlich seit lange; sie hatten während der letzten Monate vielleicht gemeinschaftlich in derselben Caserne gewohnt und Tag für Tag im Verkehr gestanden; sie waren vielleicht befreundet, — wenn das Handwerk eines Gladiators die Gefühle der Freundschaft noch zuließ... Jetzt aber erfüllte sie nur Ein Gedanke: das Verlangen, zu tödten, um nicht selber den Tod zu leiden.

Es ertönte ein schweres Klirren. Der Sueve Marcus hatte dem Cherusker Tumelicus einen furchtbaren Streich über den Helm versetzt. Der Gegner verlor beinahe das

Gleichgewicht. Er trat einige Schritte zurück, ängstlich den Schild vorstreckend. Dann aber hatte er die bedenkliche Anwandlung glücklich verwunden. Er drang vor, und ein Hieb von noch größerer Wucht gab die Antwort. Tumelicus traf noch besser als Marcus. Der Sueve erbleichte. Der Streich des Cheruskers hatte ihm die Klinge zerschmettert und die Finger der rechten Hand so schwer verwundet, daß eine Gegenwehr fürder unmöglich schien. Der Sueve warf ohneweiters den Schild weg. Ein gellendes Hohngelächter aus achtzigtausend Kehlen durchdröhnte die Luft. Er streckte den Arm aus und richtete den Daumen nach oben, zum Zeichen, daß er sich für besiegt gebe und um Gnade flehe.

Neues Gelächter. Ein Mensch, der das Schauspiel durch seine Ungeschicklichkeit in so strafwürdiger Weise verkürzt hat, bettelt um Gnade! Wie schlecht muß er das römische Volk kennen!

Die Daumen der Zuschauer senkten sich, wie auf Verabredung, ausnahmelos nach unten. Leaina streckte sogar die beiden ringgeschmückten, rundlichen Händchen aus, um ihrer Demonstration mehr Nachdruck zu geben.

Die Daumen nach abwärts: das besagte den Tod.

Der unglückliche Sueve warf einen verzweifelten Blick nach oben, als wollte er den Himmel und die Zukunft zu Rächern anrufen für sein trauriges Schicksal. Seine Brust hob und senkte sich keuchend. In seinen Zügen malte sich ein unendliches Weh. Vielleicht schweiften seine Gedanken in diesem Augenblick fern hinüber nach den Regionen seiner

germanischen Heimat, wo ein blondes Mädchen trauernd am Herde saß, wo eine alte Mutter sich die Augen blind weinte; hinüber nach den Bergen des Schwarzwaldes, wo er in den glücklichen Tagen der Freiheit den Steinbock und die Gemse gejagt und Alpenrosen gesammelt zum Kranze für jenes goldschimmernde Blondhaar. Seine Fäuste ballten sich, sein Mund zuckte. Dann mit einem Male nahm sein Gesicht den Ausdruck dumpfer Resignation an. Er neigte das Haupt und erwartete schweigend den Todesstoß. Als gutgeschulter Gladiator wußte er, nach welchen Regeln der Kunst er zusammenzubrechen und zu sterben hatte.

Der Cherusker Tumelicus trat heran, um das Amt des Henkers zu üben. Unter dem Schulterblatte bohrte er dem Gegner die Klinge in's Herz. Der Sueve sank in die Kniee und starrte mit verzerrten Zügen zu Boden. Der Cherusker zog das Schwert langsam aus der Wunde zurück. Ein rother Blutstrahl zischte dem Sieger entgegen und übersprudelte ihn mit dampfender Welle.

Das Amphitheater erbebte schier unter dem Sturme des Beifalls. Der Imperator selbst applaudirte. Besonders aber war es die schönere Hälfte des Publicums, die sich vor Entzücken kaum fassen konnte. Leaina klaschte so unermüdlich, daß es fast zweifelhaft schien, ob sie mehr ihr Vergnügen oder ihre vollen, üppigen Arme zu zeigen bestrebt war. Auch Lykoris schwamm mit dem Strome, wenn auch minder lebhaft, als ihre Gefährtin. Sie schien heute etwas abgespannt und zerstreut.

Als der Beifallssturm sich gelegt hatte, betrat ein schön gewachsener Jüngling in der Tracht des Götterboten Mercurius den Schauplatz. Er trug silberne Flügelschuhe und einen eisernen Stab mit rothglühender Spitze. Graziös schritt er auf den Sueven zu und berührte den blutenden Körper mit der Brandstange, um zu erproben, ob der Tod schon erfolgt sei. Ein zischender Dampf stieg empor. Der Gladiator regte sich noch.

Da nickte Mercurius und wandte sich nach der Pforte, wo ein Knecht, das blanke Beil in der Faust, bereit stand, dem Gefallenen den Rest zu geben. Ein kräftiger Hieb, wie ihn der Fleischer auf den Nacken des Stieres führt, — dann war Alles vorüber. Gleich darauf nahte ein zweiter Knecht, in den Händen eine scharfgeschliffene Harpune. Mit brutaler Kraft warf er den Haken in den rauchenden Körper. Der Zahn griff ein, und im Trabe wurden die blut- und staubbesudelten Reste des armen Marcus nach der Porta Libitinensis geschleift, nach der Todtenpforte.

Noch zweimal wiederholte sich das nämliche Schauspiel. In keinem Falle ward der Besiegte von dem Volke begnadigt. Das Publicum schien heute von hochgradiger Mordlust beseelt. Erst bei dem nun folgenden Reiterkampfe, der einen Liebling der vornehmen Frauenwelt aus dem Sattel warf, hoben die Daumen sich in die Höhe, damit der ausgezeichnete, göttliche Kämpfer, der so oftmals Sieger geblieben und der Held so manchen galanten Abenteuers gewesen, für künftige Großthaten aufbewahrt bleibe. Die

Lanze des Gegners hatte ihm den Schenkel durchbohrt. »Er hat!« scholl es von den obersten Galerien. Da die Frauen ihn nun begnadigten, eilten drei Sclaven herzu und trugen ihn mit großer Sorgfalt hinweg.

Diese Zweikämpfe zu Fuß und zu Pferde waren die Introduction gewesen. Jetzt begannen die Thierhetzen. Nachdem die Knechte den Sand der Rotunde etwas aufgeschüttet und die Blutspuren möglichst beseitigt hatten, trat der Festordner wieder vor und rief:

»Der Verbrecher Calenus, des Nazarenerthums überführt, wird einen Berglöwen aus Gätulien bekämpfen!«

»Calenus — ein Scheusal aus der Heerde der Vaterlandsfeinde und Götterverächter,« sagte der Unbekannte hinter Lykoris.

Die Eingangsthüre öffnete sich. Zwei Sclaven führten die hohe, feierlich-ernste Gestalt mit den erloschenen Augensternen und dem langen, schneeweißen Haupthaar in die Arena. In den Händen hielt Calenus ein hölzernes Kreuz, das Symbol seines Glaubens, die einzige Waffe, die ihm der Uebermuth der Tyrannen gegönnt hatte.

»Ein ehemaliger Soldat,« erläuterte flüsternd der Unbekannte, — »mehrfach bestraft ob seiner trotzigen Widersetzlichkeit. Laßt sehen, ob sie auch jetzt vorhält!«

»Wie soll er kämpfen!« sagte Lykoris. »Er ist blind. Sieh' nur, wie rath- und haltlos er stehen bleibt!«

»Die Blindheit kann dem Verbrecher nicht die Strafe ersparen.«

»Strafe, — gut! Aber der Festordner nannte es Kampf.«

»Sehr wohl!« versetzte der Jüngling höhnisch. »Die Nazarener behaupten ja, das Kreuz sei eine mächtige Waffe, und ihr Gott weise ihnen die Pfade im Dunkeln.«

Lykoris wandte sich weg. Ihr Blick fiel auf den Isispriester Barbillus. Das sonst so schöne und geistvolle Antlitz des Orientalen hatte einen seltsam-starren, leblosen Ausdruck. In der That, die Scene, die sich jetzt da unten in der Arena abspielen sollte, war ganz geeignet, einen Mann wie Barbillus ungewöhnlich in Erregung zu setzen. Ihn, den Ueberzeugungslosen, berührte die Macht der Ueberzeugung wie ein befremdliches Phänomen. Frühe von Priestern erzogen, und dann in Athen philosophisch und sophistisch gebildet, hatte er sich seit lange daran gewöhnt, das Uebernatürliche nur aus dem Gesichtswinkel eigennütziger Gaukelei zu betrachten. Je eifriger und hingebender seine Gläubigen sich dem Zauber dieser Gaukelei überließen, um so entschiedener war er geneigt, die Gläubigkeit für das Resultat eines krankhaften Rausches, einer — namentlich dem weiblichen Geschlechte eigenthümlichen — Verzückung zu halten, die vor den rauhen Stürmen der Wirklichkeit wie Nebel zerflattern würde. Daß aber ernste, gereifte Männer diese Gefühlsschwärmerei so weit treiben könnten, um sie, unter Preisgebung ihres Leibes und Lebens, im Widerspruche zu den Gesetzen des Staates hartnäckig zu behaupten und um ihretwillen den qualvollsten Tod zu

leiden — das hatte für die nervöse Natur des Asiaten etwas Verblüffendes, fast Erschreckendes. Ja, es war unbegreiflich! Ein Mann, — und, wie es schien, ein begabter Mann! Denn die mächtige Stirne des Blinden deutete auf ungewöhnliche Fähigkeiten. Und dieser Mann glaubte! Dieser Mann stand im Begriffe, um seines Glaubens willen zu sterben, — und bebte nicht!

Barbillus preßte die Hand auf das Herz, das ihm schier bis zur Kehle hinan schwoll. Sein Athem ging hohl und keuchend.

Die Thüre, die nach dem Behälter der Bestien führte, öffnete sich. Ein Löwe sprang mit gewaltigen Sätzen mitten in die Arena, schaute sich um, leckte die Zähne und stieß ein heiseres Gebrüll aus. Plötzlich stutzte er und wich zwei Schritte zurück. Der greise Calenus, der bis dahin regungslos dagestanden, war in die Kniee gesunken. Mit beiden Händen das Kreuz umklammernd, hob er die Arme zum Himmel auf und betete mit vernehmlicher Stimme:

»Jesus Christus, mein Herr und Heiland, um deiner Lehre willen erleid' ich den Tod. Sterbend bekenn' ich's vor allem Volke: Du allein bist das Licht und die Wahrheit! Gott, mein Gott, erbarme Dich mein, um deines Sohnes willen, der am Kreuze starb zur Erlösung der Welt!«

Unbestimmtes Murmeln, spöttisches Lachen und vereinzelte Stimmen des Mitleids ertönten, als der Blinde

geendet hatte. Der Isispriester Barbillus war noch bleicher, noch starrer geworden. Er beugte sich vor. Seine Stirnadern schwollen an. Die Lippen zuckten. Vor den Augen schwirrte es ihm wie von hundert lohenden Blitzen.

Seine Seele bebte im Krampfe einer furchtbaren, hirnzerreißenden Vision.

Das Kreuz, das der Blinde gen Himmel hob, schien zu wachsen, bis es den Knieenden um das Vier- und Fünffache seiner Leibeslänge überragte. Die Sitzreihen des Amphitheaters wurden leer. Die Senatoren und vestalischen Jungfrauen zerflossen in Rauch. Der Weltbeherrscher mit seinem Gefolge wich von hinnen wie ein flüchtiger Schatten. Alles Leben sank in die gähnende Tiefe eines unermeßlichen Abgrunds. Stumm und geräuschlos barsten die prachtvollen Arkaden. Leise tickend bröckelte der Marmor und der Stuck von den Pfeilern, bis die rohen Blöcke und die Ziegel des Unterbaus in öder Nacktheit zu Tage traten. Nesseln, Lolche und Farrenkräuter schossen aus allen Fugen. Krähen und Dohlen flatterten schaarenweise von Spalt zu Spalt, und erfüllten die Luft mit kläglichem Wehgeschrei. Drunten aber, in der Arena, ragte auf steinernem Sockel das Kreuz empor, das Wahrzeichen jenes verachteten Glaubens, dessen Bekenner der gewaltige Cäsar von Löwen und Tigern zerfleischen ließ.

Wie gelähmt starrte Barbillus auf die entsetzliche Verwandlung. Die Augen traten ihm fast aus den Höhlen. Er versuchte zu schreien, aber die Brust war ihm zu-

geschnürt. Nur ein dumpfes Röcheln kam ihm über die Lippen, ein Aechzen der Qual und der Seelenangst. Von unsäglichem Grausen ergriffen, barg er das Antlitz in den Falten seines Gewandes.

Lauter Beifallssturm schreckt ihn aus der Betäubung. Von Neuem hebt er die geängstigten Blicke. Der tolle Spuk ist vorüber. Noch thront der Cäsar auf seinem Purpursitze. Noch bauscht der Wind das stolzwogende Segeltuch. Ein heiseres Gebrüll dröhnt aus der Arena herauf. Der Löwe hat sich geduckt und zum Sprung ausgeholt. Siegreich kauert das Unthier auf seinem wehrlosen Opfer. Der blinde Calenus ist nur noch eine blutende, unförmige Masse...

Barbillus erhebt sich, schwankend und wie betäubt. Der Boden scheint ihm unter den Füßen zu brennen. Er eilt nach dem Ausgange. »Wann, wann wird dieses Bild sich erfüllen?« fragt er sich in bebender Seele. Er stürzt nach Hause. Er riegelt sich ein. Er schreibt:

»Ich, der Isispriester Barbillus, hatte am zweiten Tage des Säcularfestes, da Domitianus, der Kaiser, im sechzehnten Jahre regierte, ein wundersames Gesicht, — ob es mir nun die Götter eingegeben (dafern sie sind), oder ob mir ein Dämon so die Augen verwirrte, daß ich leibhaftig zu sehen glaubte, was nicht vorhanden war . . .«

Er schreibt und erzählt. Im flavischen Amphitheater jedoch, dem künftigen Colosseum, dessen spätes Bild der Priester vorausgeahnt, nimmt das blutige Fest seinen Fortgang, — einmal nur unterbrochen durch die Stunde

des Prandiums — bis die Coena ihm für heute ein Ziel setzt. Erschöpft und ermattet, aber des Bluts nicht ersättigt, sammelt sich das römische Volk in seinen Triclinien, um beim köstlichen Falerner oder beim trüben Vejenter die Erlebnisse des Tags zu verarbeiten. Alles freut sich auf morgen, — denn jeder Tag dieser glorreichen Festspiele bedeutete eine Steigerung der Genüsse.

Lykoris begibt sich in Begleitung ihrer Freundin zu Stephanus. Parthenius, Clodianus und der Oberst der Leibwache speisen beim Cäsar. Rom ist ruhig, Rom ist glücklich. So versichert zum wenigsten Clodianus, der Adjutant, da er den Trinkspruch auf das Wohl des Imperators, des glorreichen Spenders dieser unbeschreiblich großartigen Säcularspiele, in opimischem Weine ausbringt.

Zehntes Capitel.

Das plötzliche Erscheinen des Eurymachus hatte den Verwalter Domitia's in die größte Erregung versetzt. Freude, Schreck, Haß und Erstaunen stritten in seiner Brust um die Oberhand. Den Besuch des Amphitheaters gab er sofort auf. Eigenhändig schloß er den gefesselten Sclaven in den verborgensten und abgelegensten Winkel der Wohnung ein. Es verzehrte ihn eine fieberische Neugier, was Lykoris mit der Sache zu schaffen habe. Er hatte verabsäumt, die beiden Häscher über diesen Zusammenhang zu befragen. So hielt er die zufällige Begegnung für ein planvolles Werk und Lykoris für die eigentliche Ergreiferin des Entlaufenen. Den ganzen Tag über quälte er sich mit Versuchen, diese Dinge zurecht zu legen. Eine krankhafte Unruhe trieb ihn aus einem Gemach in das andere. Endlich, da schon die Stunde der Coena herannahte, erwog er, ob es nicht rathsam wäre, den bedrohlichen Menschen sofort aus der Welt zu schaffen, ohne die Ankunft der Gallierin abzuwarten. Er öffnete wie im Verfolgen dieses Gedankens ein Waffenkästchen und nahm einen Dolch

heraus. Langsam entblößte er die haarscharfe Klinge. Es war das kostbare Geschenk eines parthischen Häuptlings, dem er einst gefällig gewesen. Ein Stoß nur mit dem bläulich schimmernden Stahl — und jener entsetzliche Druck war abgeworfen.

Er preßte die Lippen fest auf einander. Der Gedanke schien Raum zu gewinnen. Als verfolgter Sclave, der jeden Augenblick darauf rechnen mußte, erkannt und verhaftet zu werden, konnte Eurymachus das Geheimniß, das seinen Herrn betraf, bis zur Stunde höchstens seinen Helfershelfern mitgetheilt haben, und diese, von dem Gesetz gleichfalls mit schwerer Strafe bedroht, hatten alle Ursache, im Dunkeln zu bleiben. Wie aber, wenn Eurymachus jetzt Gelegenheit fände...? Wenn er vielleicht schon gegen die Häscher...? Doch nein: die beiden Gauner würden eine solche Handhabe schon verwerthet haben, um einen höheren Lohn zu erpressen. Aber Lykoris! Ein freches Wort des Verräthers konnte ihr das Geheimniß enthüllen — und dann war Stephanus von seiner ehemaligen Creatur eben so abhängig, wie sie einstens von ihm. Denn sie haßte ihn — darüber durfte er nicht im Unklaren sein. Und wenn sie den Sclaven zu sprechen wünschte, unter welchem Vorwande hätte er, Stephanus, dies verweigern können?

Er schob den Dolch wieder in die Scheide und barg ihn vorsichtig in der Tunica. Dann befahl er einem der Sclaven, die im Vorzimmer harrten, eine Handlampe

anzuzünden. Mit der Linken die Leuchte ergreifend, begab er sich nach dem Raum, wo Eurymachus wie erstarrt auf den Fliesen kauerte.

»Bist Du endlich in meiner Gewalt?« murmelte Stephanus, die Lampe auf einen Vorsprung der Mauer setzend. »Diesmal, das schwör' ich Dir, sollst Du mir nicht entkommen!«

Eurymachus gab keine Antwort. In dumpfer Theilnahmslosigkeit blickte er vor sich hin.

»Wo hast Du Dich während des halben Jahres herumgetrieben?« fuhr Stephanus fort. »Wirst Du reden, oder soll ich Dir mit der Klinge hier die störrische Zunge lösen?«

Er zog den Dolch und machte einen Schritt vorwärts. Der Sclave hob schmerzlich lächelnd das Haupt.

»Ich verstehe Dich,« sagte er leise. »Du bist gekommen, dein Werk zu vollenden. Du fürchtest mich. Du willst den Zeugen deiner unerhörten Missethat endlich nach so langen Qualen der Angst aus dem Wege räumen. Aber Du irrst. Mit Eurymachus stirbt es nicht, dieses grausenhafte Geheimniß. Cnejus Afranius ist unterrichtet, und früher oder später wird er seine Stimme erheben. Tödte mich immerhin! Ich fürchte den Tod kaum so sehr als das Leben.«

Stephanus ließ beide Arme schlaff am Körper hinabsinken. Ein Blick des unversöhnlichsten Hasses zuckte unter seinen Wimpern hervor.

»Elender! Du hast es gewagt? Aber noch triumphirst Du zu frühe! Afranius ist flüchtig, als Hochverräther verfolgt . .«

»Vom Cäsar,« ergänzte Eurymachus. »Aber auch Cäsaren sind gebrechliche Menschen. Glaube mir, diese Verbannung wird ihr Ende erreichen. Gottes Zorn schwebt über dem Haupt des Tyrannen, der die Bekenner Jesu grausam zerfleischen läßt. Dein Ankläger wird zurückkehren und Rechenschaft fordern vor Tribunalen, die sich nicht erkaufen lassen, wie die Richter, von denen Thrax Barbatus sein Recht begehrte.«

»Verächtlicher Sclave!« rief Stephanus außer sich. »Was hindert mich, Dich foltern zu lassen, bis sich jeder Nerv deines Leibes vor Qual windet und krümmt, wie ein Wurm?«

»Sättige den Durst deiner Rache! Wirf mich in die Abgründe deines Ergastulum und laß mich bei lebendigem Leibe dahinmodern! Geselle mich deinem Vater... ja, deinem Vater — denn ich weiß es, und auch Afranius weiß es: nicht dein Oheim, sondern dein Vater ist das Opfer jenes grausenhaften Verbrechens.«

»Schweig'!« raſ'te Stephanus, auf den Sclaven zustürzend, »oder ich morde Dich!«

Der ruhige, hoheitsvolle Blick des Gefesselten scheuchte ihn wieder zurück.

»Packt Dich der Ekel und das Entsetzen vor Dir selbst?« fragte Eurymachus. »Ja, schaudere, Stephanus,

schaudere! O, ich hab' ihn gesehen, den Elenden, halb wahnsinnig auf seinem faulenden Strohlager. Auch mich ergriff es wie ein Grausen der Hölle — und mit Thränen und Seufzern dankte ich Gott, da ich vernahm, der Gemarterte sei noch in derselben Stunde seinem Jammer erlegen. Drei schreckliche Jahre hindurch eingemauert vom eigenen Sohne, des Lichtes und der Hoffnung beraubt, genährt wie der Hund eines Bettlers — und all dies um des armseligen Goldes willen, das Dir später doch nicht entgangen wäre! O, der blutigste Vatermord ist rühmenswerth, verglichen mit deiner Missethat!«

Dann mit einem Male sich hoch aufrichtend, fuhr er fort:

»Höre mich an und erwäge, was ich Dir sage! Ich war in Sicherheit. Ich konnte, als freier Mann, deiner Bemühungen und Drohungen lachen. Da erfuhr ich, daß Quintus Claudius, der mir einst Wohlthaten erwiesen, im Kerker schmachte: ich erfuhr, der Senat habe ihn um seines Glaubens willen zum Tode verurtheilt. Fortan hatt' ich nur Einen Gedanken: mit Verachtung des eigenen Lebens ihn zu befreien, wie er einst mich befreit. Aus Germanien, wo ich ein stilles, arbeitsvolles Asyl gefunden, eilte ich über Gallien zum Seegestade; in Massilia nahm mich ein Schiff, dem es an Ruderern fehlte, als Knecht mit nach Ostia — und so erreichte ich Rom, zwei Tage vor Beginn dieser blutigen Festspiele. Hier ward mir eine Kunde, die mich in tiefster Seele erschütterte; ich vernahm,

das Theuerste, was ich auf Erden besessen, sei auf die gräßlichste Weise zu Grunde gegangen. Aber selbst diese Schreckensnachricht brachte mich nicht von dem Ziele ab, das ich mir vorgesteckt. Ich erwog und plante und prüfte. Alles vergeblich. Für lange Unternehmungen war es zu spät, und zu raschem Handeln fehlte die Möglichkeit. So beschloß ich denn, dem Freunde, den ich nicht retten konnte, einen letzten Trost zu bieten: den Trost der bewährten Treue. Zur Verherrlichung unseres Glaubens wollte ich in demselben Augenblicke, da Quintus Claudius in die Arena geschleppt würde, gleichfalls hinabeilen, ihm noch einmal danken für all' die unendliche Liebe, die er dem armen Sclaven bewiesen, und ihm zur Seite den grausamen Tod erdulden. Da ergriffen mich deine Häscher. Wohlan! Wer weiß, ob dies Mißgeschick, das mich anfänglich zur Verzweiflung brachte, nicht eine Gnade der Vorsehung ist. Du bist mächtig. Deine Klugheit beherrscht die Kaiserin. Ich schwöre Dir bei dem Gotte, den wir so unerschüttert im Tod bekennen, ich will nicht nur selber deine Missethaten verschweigen, ich will auch den Cnejus Afranius bestimmen, das Gleiche zu thun, wenn Du dein Ansehen aufbietest, den Quintus Claudius zu retten.«

»Unmöglich!« sagte Stephanus, tief Athem holend. »Er ist mein Feind, er muß sterben!«

»Soll das heißen, daß Du ihn fürchten müßtest, wenn er am Leben bliebe?«

»Auch das!« versetzte Stephanus stirnrunzelnd.

»Sei unbesorgt! Ein Christ verzeiht seinem Schuldiger. Wahrlich, in Cnejus Afranius droht Dir ein schlimmerer Feind; — und dennoch: ich schwöre Dir. . . «

»Wahnsinn!« unterbrach ihn der Freigelassene. »Selbst wenn ich Dir glauben wollte, wer bürgt mir, daß Dir Cnejus Afranius Gehör schenkt?«

»Mein Schwur. Afranius wird mein Versprechen auslösen, wenn ich ihm sage, daß es um Quintus Claudius willen verpfändet wurde.«

»Stephanus!« erklang von ferne die weiche Mädchenstimme des schönen Antinous. Er nannte jetzt, da ihm Stephanus die Freiheit geschenkt, den ehemaligen Gebieter ganz vertraulich beim Namen.

Der Verwalter steckte den Dolch in die Scheide und trat in's Zimmer zurück. Mit aller Sorgfalt verschloß er die Thüre und schritt dem Jüngling entgegen, der ihm die Ankunft der Lykoris und der Leaina vermeldete. Gleich darauf erschienen die Beiden selbst, — Leaina mit erkünstelter Vornehmheit, Lykoris nahezu ungestüm.

»Wo ist er? Wo hast Du ihn?« fragte die Gallierin. »Ich muß ihn sprechen. Ich muß ihn ausfragen.«

»Ich verstehe nicht,« sagte Stephanus zögernd. »Erkläre mir. . .«

»Später, mein Freund! Nach Tische! Führe nur meine süße Leaina in dein kostbares Goldgemach und sag' ihr ein schönes Wort über ihr duftiges Haar! Du erwartest doch sonst noch Gäste; die können jeden Augenblick ein-

treffen. Inzwischen laß mich mit dem Gefangenen allein! Ich will von ihm hören, wie's ihm gelungen ist, den Quintus Claudius zum Nazarener zu machen.«

»Welches Interesse hast Du an dieser Frage?«

»Das Interesse der Neugier, — und mehr als das. Denkst Du, wir Frauen sollen gleichgültig zusehen, wenn der schönste Jüngling Roms von den Bestien gefressen wird?«

»Man überlasse ihn uns,« lachte Leaina. »Wir zerreißen weniger grausam.«

»Aber ich bitte Dich,« sagte Stephanus, ohne auf Leaina zu achten. »Wenn man erfährt... Was soll man denken...?«

»Was man will. Flink! Wo ist er? Ich brenne darauf, ihn zu hören.«

»Gut denn,« versetzte Stephanus achselzuckend.

Mit unsicherer Hand schloß er die Thür wieder auf, trat hinein und raunte dem Sclaven zu: »Ich will sehen, was für Quintus Claudius zu thun ist; inzwischen kein Wort des Verraths, — oder.. !«

Er machte eine fürchterliche Geberde der Drohung. Dann setzte er laut hinzu:

»Hier die Dame heischt Auskunft über dein Verhältniß zu Quintus Claudius. Antworte ihr voll Ehrerbietung und der Wahrheit gemäß!«

Die broncene Handlampe auf dem Mauervorsprunge brannte noch. Lykoris trat ein und zog die Thür nach sich, während Stephanus, schweren Herzens, mit Leaina nach

dem Peristyl eilte, wo gleich darauf der Epigrammendichter Martialis und ein paar andere Gäste erschienen, die sich im Wetteifer um die kokett-liebenswürdige Klein-Asiatin bemühten.

Man ging zur Tafel. Die Vorspeise ward herumgereicht, der erste Becher geleert. Lykoris weilte noch immer bei dem Gefangenen. Endlich sandte Stephanus einen Boten, der mit unbestimmter Meldung zurückkam. Eine Viertelstunde verstrich. Der Freigelassene ward ungeduldig. Er sandte den zweiten Boten und erhielt zu seinem Erstaunen die Antwort: Lykoris fühle sich krank und bitte, sie entschuldigen zu wollen, wenn sie überhaupt nicht im Triclinium erscheine.

Stephanus fuhr empor. Was war das? Hielt ihn das kecke Mädchen zum Narren? Oder machte sie jetzt gar gemeinsame Sache mit seinen Gegnern? Wer konnte wissen, ob dies befremdliche Zwiegespräch mit Eurymachus nicht im Auftrage des Parthenius stattfand? Nach dem, was Stephanus von Clodianus erfahren, konnte er sich seitens der Machthaber des Palatiums auf Alles gefaßt machen...

Mit einer Scherzrede sich von den Gästen beurlaubend, eilte er nach den Raum, wo er Lykoris zurückgelassen.

Wie erstaunte er, als er das Mädchen in Thränen gebadet neben dem Sclaven am Boden fand, während Eurymachus, das Antlitz leise geröthet, ernst und weihevoll zu ihr sprach und erst verstummte, wie Stephanus in der Thüre stand.

Die Gallierin erhob sich und trocknete sich Augen und Wangen.

»Ich danke Dir,« sagte sie, aus tiefster Brust aufseufzend. »Du hast mir eine Last von der Seele genommen, — ach, erst jetzt fühle ich, wie unerträglich sie war!«

»Was geht hier vor?« fragte Stephanus argwöhnisch. »Du weinst? Wirst Du mir wohl erklären...?«

»Nicht jetzt! Auch später nicht! Du würdest doch nie begreifen, was mich bewegt. Wie bleich Du dreinschaust! Ich glaube, Du zagst vor dem armen Sclaven da. So weißt Du nicht, daß dies edle Herz Dir vergeben hat? Auch Du wirst versuchen, den Haß, der Dich erfüllt, zu bemeistern. Du wirst dem Sclaven die Freiheit schenken und ihm die Mittel gewähren, Rom unerkannt zu verlassen. Mehr noch! Du wirst sofort einen letzten Versuch machen, das Schicksal des Quintus Claudius zu mildern. Ich wünsche, ich fordere, ich befehle es, und — daß Du's wissen mögest, ich bin im Stande, meinen Befehlen Nachdruck zu geben. Schürze nicht so die Brauen! Ich bestehe darauf!«

»Lykoris!« rief Stephanus, am ganzen Leibe zitternd; »vergiß nicht, wem Du Alles verdankst, und wo Du hergekommen!«

»Aus dem Sumpfe, ich weiß es, — aber nicht, um Zeitlebens im Pfuhle der Abhängigkeit zu verschmachten. Du hast Dich verrechnet, Stephanus! Ich bin kein Werkzeug mehr. Du selber, ohne es zu wollen, hast mir den Weg in die Freiheit gebahnt. Ein Wink von mir, und Parthenius

wird Dich zerschmettern. Durch Schmach und Sünde hab' ich mir diesen Einfluß erkauft; aber ich will ihn ausnützen. Geh', Stephanus, und gehorche der verachteten Creatur, der Du einst den Fuß auf den Nacken setztest!«

Ehe Stephanus Etwas erwidern konnte, stand sein Vertrauter, der schöne Antinous, vor ihm und reichte ihm ein Billet.

»Eine Botschaft der Kaiserin,« sagte er athemlos.

Stephanus löste die Schnur und las wie folgt:

»Domitia an ihren Verwalter. Ich muß Dich sprechen, unverzüglich, in dieser Minute.«

»Ich komme!« sagte Stephanus mit einem Seitenblick auf Lykoris. »Der Sendbote soll vermelden, daß ich ihm auf dem Fuße folge. Jetzt aber, Lykoris — ich kann nicht dulden — ich verspreche Dir —«

»Was versprichst Du mir?«

»Alles! Alles!« rief er außer sich. »Nur laß mich zu Athem kommen!«

Sie traten aus dem Verschlage heraus. Stephanus schloß die Thür wieder ab. Dann ergriff er Lykoris rollenden Blicks bei der Rechten.

»Ich bitte Dich,« sagte er nachdrücklich, »vertritt mich bei meinen Gästen.«

»Gut!« versetzte die Gallierin. »Aber Du — vergiß nicht...!«

»Schlange!« knirschte er ingrimmig durch die Zähne. Dann verließ er eilig das Zimmer.

Domitia empfing ihn mit seltsamer Feierlichkeit, — in demselben rosig schimmernden Raum, wo sie ihm damals Erhörung zugesagt. Sie war schöner als je.

»Stephanus,« begann sie, »Du hast dein Werk mit einer Meisterschaft durchgeführt, die mich zittern macht. Ich stehe unmittelbar vor dem höchsten Triumph, — aber die Götter wissen's, ich vermag mich dieses Triumphs nicht zu freuen. Man sagt mir, Quintus Claudius sei standhaft und unerschütterlich wie ein Heros. Heute, als ich die Bestien über den blutbeträuften Leibern erblickte, malte ich mir aus, wie auch er... Stephanus, deine Fahrt nach dem Glücke muß noch in letzter Stunde den Curs ändern. Nenne mich treulos und wortbrüchig, — aber ich kann nicht anders! Ich versage Dir den Preis für deine gräßlichen Dienste, wenn es Dir nicht gelingt, den Quintus Claudius zu retten.«

»Herrin, Du wirfst mich zu Boden!« rief Stephanus mit dem Ausdrucke wahrer Verzweiflung. »Auch Du...! Aber wie bin ich im Stande...? Wenn Du selbst nicht die Macht besitzest...«

»So muß Dir gelingen, was deiner Herrin mißglückt ist. Ich habe den Cäsar um Gnade gebeten, aber er weigert sie, — vielleicht nur deßhalb, weil Domitia gebeten hat. Schmach über ein Schicksal, das mich entwürdigt! Sprich, o Stephanus, könntest Du für deine Herrin das Leben wagen?«

»Für den Preis deiner Gunst? — Mein Leben und tausend andere!«

»Wohlan, aber tritt näher herzu und laß uns die Stimme dämpfen! Ich weiß, Du hast während der letzten Monate öfter insgeheim den Clodianus besucht. Dein Erschrecken ist fast schon Geständniß. Du bist eingeweiht, vollständig eingeweiht. Fürchte nichts, Stephanus! Ich weiß Alles. Jetzt begreifst Du vielleicht, was Dir anfangs räthselhaft war: weshalb ich durch Lykoris Einfluß auf Parthenius erstrebte... Sag' mir doch, wie gefiele Dir das: Domitia, deine Gebieterin, an der Spitze des Weltreiches . . . ?«

»Herrin, Du siehst mich verwirrt . . . Zu vielerlei stürmt heute auf mich herein. Ich bekenne . . .«

»Ueberlege Dir, was zu thun ist! Hielte Domitia heute das Scepter, so wäre Quintus Claudius begnadigt. So aber ist mein Wille ein schwacher Hauch, der am Felsen des Trotzes und der Bosheit zu Schanden wird. Gleichviel, Du mußt ihn retten, — bei meinem Zorne, bei meiner Liebe!«

»Du zermarterst mein Herz. Welch ein unbegreiflicher Widerspruch! So schnell ist deine Rache gekühlt? Und wenn ich ihn rettete, — wer weiß, ob dann nicht abermals eine Schwankung deiner Gefühle mir zum Vorwurf machte, was Du jetzt so stürmisch von mir begehrst? Dann wär' ich abermals um den Himmel betrogen und tiefer in den Abgrund der Verzweiflung geschleudert, als je zuvor.«

»Ich schwöre Dir bei dem dunklen Strome, bei welchem die Götter schwören, beim Styx: Domitia ist

dein, sobald der Claudier gerettet ist! Begreife doch, Stephanus! Der gekränkte Stolz ist zu weit gegangen. Hörtest Du nicht, daß sein Vater im Sterben liegt? Um des schuldlosen Vaters willen verlohnt sich schon die Barmherzigkeit. Ich will das Vorrecht der Götter üben: ich will verzeihen. Jetzt laß mich allein, Stephanus! Geh' unverzüglich an's Werk!«

»Ich bin rathlos, — aber Domitia befiehlt: ich gehorche. Echte Liebesglut wagt das Unmögliche.«

Er entfernte sich.

»Ich bin schwach,« sagte die Kaiserin zu sich selbst, »aber es ist wie ein Zauber! Wie vom Himmel herab fiel der Gedanke mir in die Seele, und augenblicklich bezwang er mich. Nein, ich kann's nicht verwinden! Quintus Claudius ein Opfer gätulischer Bestien! Der schöne Leib so gräßlich entstellt! Eher wollt' ich ihn mit diesen Händen erwürgen!«

Stephanus geberdete sich, da er seine Gemächer betrat, wie ein Irrsinniger.

Welch' ein Fluch erfüllte sich denn in dieser lächerlich-unmöglichen Zumuthung, die von drei Seiten an ihn herantrat? Hatte er darum so glanzvoll über den Claudier gesiegt, um nun aller Vortheile verlustig zu werden, und das mühsam aufgeführte Gebäude mit eigener Hand wieder in Trümmer zu werfen? Und wie sollte er in so kurzer Frist die verhaßte Aufgabe lösen? Es war zum Wahnsinnigwerden!

Zum ersten Male seit vielen Jahren geschah das Unerhörte: der glatte, höfliche Weltmann Stephanus vergaß, daß er Gäste hatte. Er blieb von der Tafel weg, ohne sich nur zu entschuldigen. Unaufhörlich rannte er in seinem Studiergemach auf und ab, wie ein Tiger im Käfig. Als Lykoris ihn endlich aufsuchte, waren seine Züge verzerrt, seine Augen blutunterlaufen, seine Lippen bläulich.

»Nun?« fragte Lykoris erschreckt.

»Seid Ihr Alle in den Buben vernarrt?« rief Stephanus, heiser vor Ingrimm. »Fort! Du siehst, ich bin unfähig, Dich zu hören!«

»Ich gehe. Vergiß nicht: jede Minute ist kostbar!«

Elftes Capitel.

Am folgenden Morgen, da es eben erst dämmerte, ward Quintus Claudius aus dem Tullianum nach den unterirdischen Verließen des Amphitheaters gebracht, — mit ihm Cornelia und ein Theil der übrigen Nazarener. Einige fünfzig versparte man auf den dritten und vierten Festtag.

Lautlos bewegte sich der Zug der Verurtheilten über die Via Sacra. Wie sie unter dem Titusbogen hervortraten und die Angesichter dem gelblich schimmernden Osthimmel zukehrten, sahen sie aus wie wandelnde Leichen. Auch Cornelia war todtenblaß, und die dunklen Augen erschienen größer als sonst. Nur Quintus hatte durch die monatelange Haft Nichts an Schönheit und Elasticität eingebüßt.

Die Gefangenen waren ohne Ausnahme ruhig und gefaßt. Selbst die Wenigen, die bis zur Stunde des Aufbruchs geklagt und gejammert hatten, fanden im Anblick ihrer unerschrockenen Leidensgefährten die innere Festigkeit wieder.

Ruhig und voll innerer Festigkeit war auch Cornelia. Wenn ihr der wundersam erquickende Trost fehlte, den die

Nazarener aus der Zuversicht ihres Glaubens schöpften, so ward sie unbeugsam durch ein Gefühl dumpfer Lebensverachtung, das ihr jetzt, da alle Hoffnung verloren war, Sinn und Seele gleichsam versteinerte. Ein Dasein ohne Quintus war ihr völlig undenkbar. Gab das Fatum dieses Opfer nicht frei, waren die finsteren Schicksalsmächte stumm geblieben gegen ihr unermeßliches Weh, so hatte sie fürder nur einen Wunsch: mit dem Geliebten zu sterben. Das Aufhören dieser Qual, das Verlöschen im Nichts war der fieberhafte Gedanke, der sie ganz und gar ausfüllte. Neben dieser Einen Idee vermochte kein anderes Bild aufzukommen. Selbst die Schrecknisse des letzten Moments, die Schmach der Schaustellung vor versammeltem Volke, die gräßlichen Martern unter den Griffen der entfesselten Bestien, — Alles dies trat ihr kaum ins Bewußtsein. So geschah es, daß die Ungläubige, die Hoffnungslose, die noch vor Kurzem wie im Wahnsinn ihr Haar zerrauft hatte, jetzt auf dem Weg zum Tode den glaubensstarken Bekennern der Heilslehre an Haltung ebenbürtig, ja Manchem selbst überlegen war. Der flüchtige, ach, und doch so tief in die Seele dringende Blick, den sie beim Heraustreten aus dem Kerker mit Quintus gewechselt — der erste seit so vielen Monaten — hatte ihr diesen Durst nach Vernichtung, diese glühende Sehnsucht nach dem ewigen Schlaf zur lodernden Flamme entfacht.

Ganz anders hatte derselbe Blick auf Quintus Claudius gewirkt. Der Kämpfer, der in der Einsamkeit des

Gefängnisses längst mit Allem, was ihn an's Leben fesselte, abgeschlossen; der die unerhörtesten Qualen verwunden hatte in dem Einen großen Gedanken, seine Pflicht zu erfüllen; der gläubige Christ, der da hoffen durfte, die Gottheit werde auch Denen, die jetzt durch seinen blutigen Opfertod so unsägliches Leid erfuhren, dies Leid zum Heile wenden: dieser unerschütterte Held fühlte beim Anblick der abgehärmten Mädchengestalt ein unbeschreibliches Weh, — und zum ersten Male, seit ihm die Kunde geworden von der Scheinbedingung, unter welcher der Cäsar ihn begnadigen wollte, zuckte es wie ein Blitz durch sein Hirn: Wenn es möglich wäre...! Freilich, in demselben Momente verlosch auch dieser grell leuchtende Blitz. Die kurze Klinge der Gladiatoren, — und die Löwen Gätuliens! Wahrlich, der Cäsar fügte zur Grausamkeit noch den Hohn, wenn er dies Gnade nannte!

Gleichviel! Der Gedanke war einmal gedacht worden, und so schnell ihn der Verstand wieder verwarf — er klang nach im Gemüthe.

Wie mußte diese Cornelia ihn lieben, wenn sie nur aus Trotz, nur um den Geliebten zur Umkehr zu zwingen, die todbedrohte Lehre bekannte, die ihrem Herzen fremd war! Welch ein Opfermuth, des herrlichsten Kranzes werth! Oder war nun doch ein Strahl des Heiles in ihre Seele gefallen? Quintus hielt es für seine Pflicht, hierüber Klarheit zu heischen. Jetzt, im Angesichte des Todes, konnte sie die Göttlichkeit der Erlösungslehre fürder nicht leugnen.

Geschah dies dennoch, — nun, so mußte und sollte sie noch im letzten Augenblicke die Wahrheit sprechen, — und sich retten und aufbewahren für eine spätere Erkenntniß. Er wußte nicht, daß Cornelia auch des Mordversuches auf den Cäsar beschuldigt war; daß gedungene Zeugen diese That einer verzweifelten Nothwehr als einen Act der Rache für die Verbannung des Cinna dargestellt, und daß die Verurtheilung gerade dieses angebliche Verbrechen in erster Linie betont hatte.

In den unterirdischen Gewölben des Amphitheaters angekommen, wurden die Verurtheilten ihrer Fesseln entledigt und reichlich mit Speise und Trank erquickt, damit sie bei der bevorstehenden Katastrophe nicht gar zu hinfällig wären. Einige, die den Genuß der Speisen verweigerten, wurden von den Kriegsknechten unter Mißhandlungen dazu gezwungen. Hierauf ließ man die Gefangenen allein. Die beiden Ausgänge des Gewölbes wurden verriegelt und von außen mit Wachen besetzt.

Es war eine Reihe von erschütternden Scenen, die sich jetzt in dem feuchten, spärlich erhellten Verließe abspielten.

In allen Ecken bildeten sich flüsternde, betende oder weinende Gruppen.

Auf der steinernden Bank neben dem Haupteingange saß der ehrliche Diphilus, die Augen starr auf sein junges Weib Euterpe gerichtet, die vor ihm kniete und ihr Antlitz schluchzend in seinem Schooße barg.

»Du vergibst mir Alles,« hauchte sie mit thränenerstickter Stimme, »Alles, Diphilus? O, ich bin schlecht gewesen; ich habe mich schwer versündigt und bin nicht werth, daß ich dein Weib heiße!«

Der Gatte strich ihr wie traumverloren das volle Haar. Er brachte kein Wort über die Lippen. Sie aber schluchzte unaufhörlich: »Vergib, o vergib mir!« Dann faltete sie die Hände und betete: »Gott, Du allgütiger Vater, verlaß' uns nicht! Erbarme Dich deiner Kinder um Jesu Christi willen! Gott, Du Allmächtiger, tröste uns und erbarme Dich!«

Nach einer Weile erhob sie sich und setzte sich neben den schweigsam trauernden Gatten. Sie umarmte, sie küßte ihn.

»Sage doch,« raunte sie zitternd, »was soll ich beten im letzten, schrecklichen Augenblick, wenn die Panther und Löwen meine Glieder in Stücke reißen? Ach, es ist ja unmöglich! Gott kann uns nicht so gräßlich verbluten lassen! Nein, er kann nicht! Das würde kein irdischer Vater thun; wie soll es der himmlische? Nicht wahr, Diphilus, er wird uns Engel senden, die uns hinwegtragen in das Land des Glücks und des Friedens? Er will uns nur prüfen! Nicht wahr, Diphilus?«

»Armes Kind!« sagte der Gatte, in Thränen ausbrechend.

Und von Neuem klagte und schwatzte sie in ihrer lieblich-thörichten Art, bis ihr zuletzt unter dem Reden die

Augen zufielen. Ihr Haupt sank leise an seine Brust. Sie schlief — wenige Stunden, bevor dieser noch immer blühende Leib von den Bestien zerfleischt werden sollte!

Außer Quintus und Cornelia befand sich noch ein anderes Paar von senatorischem Rang unter den Todgeweihten: der Consul Flavius Clemens, ein Staatsmann von tadellosem Charakter und großen Verdiensten, und seine edle Gemalin. Beide, ruhig und voll stiller Ergebung, hatten sich mit einigen ihrer Leidensgefährten um ein achtjähriges Mädchen geschaart, das in Folge der langen Kerkerhaft von einer schleichenden Krankheit befallen war. Der Vater, ein Handwerker der Subura, hatte die Kleine auf den Armen nach dem Verließ getragen. Jetzt lehnte sie erschöpft wider den Quadern und blickte mit großen, geisterhaft leuchtenden Augen um sich her, während der Vater schmerzerfüllt ihre Hände hielt, und ihren Reden lauschte wie göttlichen Offenbarungen.

»Weine nicht, Vater!« sagte sie schmeichlerisch. »Der gute Engel, der mich so oft besucht hat, will nicht, daß deine Cynthia von den Löwen zerrissen werde. Deshalb ruft er mich jetzt hinweg. Dort, dort, wo die Mauern sich öffnen und der blaue Himmel hereinstrahlt, dort schwebt er im Sonnenlicht!«

Ueber das blasse Gesichtchen glitt ein Lächeln, matt und wehmüthig, wie das verlöschende Roth eines Herbstabends. Sie schloß die Augen, um sie gleich darauf weit und wie in Ekstase zu öffnen.

»Leb' wohl, Vater!« sagte sie aufseufzend. »Ich geh' Dir voran in den schönen, herrlichen Himmel. Vater, Vater, wenn nun die Stunde kommt, und das Herz Dir zerbricht vor Angst und Schrecken, — so gedenk' an mich, Vater, und vergiß nicht, daß deine Cynthia den lieben Gott bitten wird, Dir Kraft zu verleihen und Muth bis zuletzt. Vater, ich danke Dir, daß Du mich lieb gehabt und mich den Heiland kennen gelehrt, und mich treu gepflegt hast in allem Jammer. Und auch Euch dank' ich, Ihr lieben Freunde, und auch für Euch will ich bitten beim lieben Gott. O, welch' ein himmlischer Glanz! Ich blicke weit, weit hinaus in die Räume des Lichts! Ja, Du Engel des Trostes, ich folge Dir! Vater, mein Vater, noch einmal küsse mich! Er faßt meine Hand... Er trägt mich im Fluge davon... Hinauf... Hinauf.. «

Die Arme sanken ihr schlaff in den Schooß. Ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust. Dann lag sie stille, als ob sie sanft schlummere.

»Cynthia! Mein Kind!« rief ihr Vater, wie betäubt in die Kniee stürzend. Dann preßte er laut weinend die zarten Hände des Mädchens wider sein gramdurchfurchtes Gesicht.

»Sie ist todt,« sagte er leise. »Gottes Gnade hat ihr das Schwerste erspart «

Auch die Umstehenden, die ihr eigenes Unglück so muthig besiegt hatten, waren tief erschüttert beim Anblick des lieblich-unschuldsvollen Geschöpfs, das wie eine Ver-

brecherin eingesperrt und fast buchstäblich zu Tode gequält worden war.

»Ihr ist wohl,« sagte der Consul Flavius Clemens, indem er sein Weib voll schmerzlicher Leidenschaft in die Arme schloß.

Scheinbar am ruhigsten und gelassensten war der halblaute Verkehr zwischen Cornelia und Quintus. Beide mühten sich, — schon um die Aufmerksamkeit der Mitgefangenen nicht zu erregen, — möglichst eintönig und ohne Geberdenspiel das vorzubringen, was ihnen das Herz zerwühlte.

»Sprich, Cornelia!« raunte Quintus, kaum die Lippen öffnend. »Du bist nur hier in der Hoffnung, mich zum Widerruf zu bewegen. Es ist ein Märchen, daß Du verurtheilt bist.«

Bitter lächelnd schaute ihm Cornelia in's Antlitz. »Dich zum Widerruf zu bewegen?« wiederholte sie langsam. »O, wenn meine Qual Dich erweichen könnte, so wäre es niemals so weit gekommen! Du lässest mich zehnmal unter den Griffen der wilden Thiere verbluten, ehe Du eine Silbe von dem preisgibst, was Du die Wahrheit nennst. Nein, Quintus, es ist kein Märchen. Du verschmähst es, an der Seite deiner Cornelia zu leben: wohlan, so wirst Du's leiden müssen, daß Cornelia Dir in den Tod folgt. Das ist einfach, wie ein Verschen der Ludimagister.«

Quintus erbebte.

»Wie konnte man Dich verurtheilen?« fragte er. »Du bist dem Bunde doch fremd.«

»Ich erklärte mich schuldig . . . Man glaubte mir.«

»So hast Du deine Richter getäuscht. Oder ist die Unwahrheit durch die Macht der Erkenntniß zur Wahrheit geworden?«

Cornelia schüttelte trotzig das Haupt.

»Geliebte!« sprach Quintus, seinen Schmerz kaum noch bewältigend, »Du raubst mir den letzten Trost! Ach, Cornelia, wenn der gleiche Glaube uns im Tode vereint hätte! So aber . . . Weh' über Dich und mich! Dein Tod ist ein Frevel, Cornelia.«

»Du allein hast diesen Frevel gewollt.«

»Ich!« rief Quintus Claudius verzweiflungsvoll. Im Klang seiner Stimme lag ein unermeßliches Weh. Cornelia's Blick flehte leiderfüllt um Verzeihung.

»Kann ich mein Herz denn zwingen?« sagte sie mit der Sanftmuth eines klagenden Kindes. »Kann ich leben wollen, da Quintus stirbt? Und wiederum: Kann ich glauben, was mein Verstand für ein Märchen hält? O, ich spotte Eurer nicht mehr, — wie damals, da ich zuerst Dich im Kerker aufsuchte! Ich fühle jetzt, daß der Glaube eine unüberwindliche Macht ist, daß er beseligt und stark macht bis in den Tod. Dennoch erscheint er mir als ein Wahn, als ein Fiebertraum Eurer lodernden Phantasie. Ich kann nicht glauben, und wenn ich noch so glühend darnach verlangte. Auch der Glaube an Isis hat mich

stark gemacht, — und doch war Alles nur Trug, Schande und Täuschung. Ach, Quintus, Quintus, Du opferst dein herrliches, blühendes Leben um eines Hirngespinnstes, um eines Schattens willen! Du gibst Alles dahin um ein Nichts!«

»Arme Cornelia!« sagte der Jüngling erschüttert. »Das Größte, was je in Menschenseelen emporgeflammt, nennst Du Täuschung und Wahn! Wohl! Gar manches Bild, unter welchem wir dieses Größte begreifen, mag thöricht, kleinlich und kindisch sein, denn wir sind schwache und gebrechliche Menschen. Aber das Wesen, der Urgrund, der sich hinter den Symbolen verbirgt, — er ist wahr, unantastbar in alle Ewigkeit. Arme, unglückliche Cornelia! Wie willst Du den Muth finden, dem Tod in's Auge zu seh'n, Du, die Verlass'ne, die keinen Heiland besitzt, die Hoffnungslose, die da zagend verstummen muß, wenn die Nazarener ein freudiges Jesus Christus! murmeln? Welch ein Gebet, welch ein Trosteswort soll Dir vom Munde gleiten in diesem schrecklichen Augenblick?«

»Du fragst noch?« versetzte Cornelia, sanft zu ihm aufschauend. »Das letzte Wort, das meinen Lippen enthaucht, — es wird dein Name sein, Du einzig Geliebter! Mein Gott und Heiland heißt Quintus Claudius.«

Der Jüngling vermochte sich nicht länger zu beherrschen. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Er umschlang das theuere Mädchen und bedeckte ihr Lippen, Wangen und Stirne mit glühenden Küssen.

Eine Weile standen sie so in weltvergess'ner Umarmung. Da erscholl ein Drommetenstoß. Durch die Schaar der Gefangenen zuckte ein jäher Schreck. Dieser Drommetenstoß war das Zeichen, daß die Kämpfe in der Arena beginnen sollten. Die einzelnen Gruppen drängten sich dichter zu einander heran. Die Flötenspielerin war schreiend emporgesprungen. Auch einige von den Männern begannen laut zu wehklagen und zu jammern, bis es dem Consul Flavius Clemens gelang, diese Ausbrüche der Todesangst zu beschwichtigen. Mit fester, volltöniger Stimme ermahnte er seine Leidensgefährten, dem Beispiel des Erlösers nachzueifern und standhaft zu bleiben in aller Qual, auf daß die Unerschütterlichkeit seiner Blutzeugen dem Meister neue Jünger werbe unter dem Volke. Dann erzählte er, wie todesmuthig die Bekenner des Heilands unter Nero gestorben, wie sie, langsam von träger Lohe verzehrt, dem Cäsar als Fackeln geleuchtet und mit dem letzten Hauch ihres Athems den Gott Jesu Christi bekannt hätten. Immer andächtiger lauschten die Verurtheilten seiner begeisterten Rede. Nicht anders war es, als ob draußen in der stillen Höhle des Steinbruchs die Gemeinde sich versammelt hätte zum Genusse des Liebesmahls.

Da Flavius Clemens inne hielt, hörte man ein sonderbares Geräusch. Es war das Beifallsklatschen der Zuschauer, das hier unten seltsam abgedämpft und beinahe wie das Klappen kleiner Pferdehufe auf einer hölzernen Brücke klang. Die erste Scene des blutigen Schauspiels — ver-

muthlich wie gestern ein Kampf zwischen zwei Gladiatoren — war also vorüber. Immer näher rückte der Augenblick des Verhängnisses.

Noch zwei- oder dreimal wiederholte sich dieses unheimliche Geräusch, untermischt mit dem Lärm verworrener Zurufe und wüsten Gelächters. Dann ertönten wuchtige Schritte und am Haupteingange des Verließes klirrten die Riegel.

Bleiches Entsetzen lähmte jetzt auch die Muthigsten. Geisterhaften Auges starrten sie auf die Thüre, die sich langsam und schwerfällig öffnete. Auf der Schwelle ward ein Bewaffneter sichtbar. Zwei andere hielten sich hinter ihm bei der Treppe, die hinauf zur Arena führte.

»Diphilus, der Zimmermann, und Euterpe, sein Weib!« rief der Knecht mit knarrender Stimme.

Diphilus hatte sich, da sein Name genannt wurde, blitzschnell erhoben. Das Haupt vorgebeugt, stierte er die Erscheinung im Rahmen der Thüre an, als ob er zu träumen glaubte. Euterpe war kreischend zurückgeprallt. Wie ein Kind, dem die Strafe droht, barg sie sich hinter dem breiten Rücken ihres Ehegemals.

»Vorwärts!« brummte der Knecht, auf den armen Diphilus zuschreitend. »Das Volk wird ungeduldig.«

»Wir sind bereit,« versetzte der Zimmermann.

»Nein, nein, nein!« schrie Euterpe verzweiflungsvoll. »Ich lass' mich lieber in Stücke hauen, eh' ich ihm folge in die gräßliche, blutbespritzte Arena. Ich kann's nicht,

Diphilus, und wenn's der Heiland in eigener Person mir geböte!«

»Weib,« herrschte der Knecht sie an, »laß dein Gewinsel und fackle nicht weiter. Helfen kann Dir's ja doch Nichts. Und,« fügte er höhnisch hinzu, »die Bestien werden nur hungriger.«

»Fasse Dich und bete zu Gott!« flüsterte Diphilus.

»Ich kann nicht, ich kann nicht!« ächzte Euterpe, in die Kniee stürzend. »Soll ich denn sterben, ach! und ich bin noch so jung, und die Welt ist so schön! Gnade, um Jesu Christi willen! Nein, nein, ich bin keine Christin! Ich bin unschuldig! Man hat mich verführt! Geh', sag's dem Cäsar, sag's den grausamen Richtern! Ich kann nicht sterben! Ich will Buße thun vor den Altären des Jupiter! Nur laß mich leben, mich und den ehrlichen Diphilus!«

»Armes, schwaches Geschöpf!« sagte der Consul Flavius Clemens, indem er zu der Fiebernden lächelnd herantrat und ihr voll Milde über das wellige Haar strich. »Gott wird Dir vergeben, was die Todesangst Dir auf die Lippen lockt. Dein Herz weiß Nichts davon, — und Gott ist die Liebe.«

Dann zum Knechte gewandt: »Geht es nicht, ihr kurze Frist zur Sammlung zu gönnen? Nimm uns dafür, mich und mein Weib!«

»Unmöglich!« gab der Knecht ihm zur Antwort.

Inzwischen hatte Diphilus der zagenden Euterpe Muth eingesprochen. Sie erhob sich, — aber die Kniee ver-

sagten ihr. Mit beiden Armen fing er die schier Entseelte auf und schloß sie, nun selbst in Thränen ausbrechend, an die Brust.

Der Knecht winkte seinen Begleitern. Ohne ein Wort zu sprechen, riß man das Paar auseinander. Einer der Leute, ein rothhaariger Sigambrer, hob die schlanke Gestalt des leise wimmernden Weibes wie ein Spielzeug empor und trug sie der Treppe zu. Die beiden Andern folgten mit Diphilus, der sich tapfer hielt und den Zurückbleibenden mit der Hand einen Abschiedsgruß zuwinkte.

Krachend fiel die Thür in den Rahmen. Gleich darauf, da die Schritte der Enteilenden noch nicht völlig verhallt waren, erscholl das grausige Drommetensignal. Die meisten der Gefangenen warfen sich bei dem unheilvollen Klang in die Kniee und erhoben die Hände in brünstig heißem Gebet. Flavius Clemens, Quintus und Cornelia verharrten aufrecht.

Athemlose Stille. Nur die Lippen regten sich leise; nur ein halbunterdrücktes Schluchzen unterbrach hier und da die eisige Grabesruhe. Plötzlich ging eine krampfhafte Bewegung durch die Schaar der Beter. Das heisere Gebrüll des Löwen hatte ihr Ohr erreicht. Unwillkürlich senkten die Blicke sich tiefer, und die Hände rangen sich heftiger. Gleich darauf erscholl ein furchtbarer Aufschrei, gell, schneidig, mark- und beinerschütternd, verzweiflungsvoll . . .

Und wieder der tolle Applaus, das Händeklatschen, die Freudenrufe.

»Das war Euterpe,« flüsterte Quintus, das Antlitz wider die Mauer pressend.

Es währte fast zwei Stunden, bis die Kerkerthür sich von Neuem öffnete. Die Zwischenzeit war mit einigen Reiterkämpfen größeren Styls ausgefüllt worden. Nun, da der Knecht abermals auf die Schwelle trat, heischte er zwölf Christen auf einmal.

Wundersam! Die Opfer waren jetzt ruhig und gefaßt. Dieselben Menschen, die beim ersten Erscheinen des Todesboten bis in's Tiefste gebebt hatten, verriethen jetzt nur durch ein beklommenes Athmen, daß der finstere Treppengang, den sie betraten, nicht in die Freiheit, sondern zum Tode führte.

»Gott verleihe Euch Muth!« rief der Consul Flavius Clemens, da die Pforte sich schloß. Wehmüthig lächelnd schauten die Zurückgebliebenen sich an. Ihre Reihen waren jetzt merklich gelichtet. Immer unvermeidlicher und gewisser trat das Fürchterliche heran...

Um die Mittagsstunde ward der edle Flavius zum Tode geführt: nur wenige Minuten später seine Gemalin. Dann die Uebrigen. Zuletzt war Quintus mit Cornelia in dem unterirdischen Gewölbe allein.

»Sie sparen uns auf bis zum Schlusse,« begann das Mädchen nach langem, schmerzerfülltem Dahinbrüten. »Die effectvollste Nummer zuletzt, wie die Sachkenner sich ausdrücken. O, Quintus, die Schmach ist mir noch unerträglicher, als die Schrecken des Todes! Sprich, mein

Theurer, wirst Du dem Pöbel den ersehnten Triumph gönnen? Wirst Du kämpfen wie ein Gladiator? Oder gehorchst Du dem Rufe des Stolzes, der uns befiehlt, das Schwert voll ruhiger Hoheit wider die eigene Brust zu kehren?«

»Ich werde kämpfen, Cornelia.«

»Unglücklicher!« stöhnte sie laut, ihr Gesicht in die Hände pressend. »So spricht kein Claudier! Oder hoffst Du, der Löwen Meister zu werden?«

»Ich hoffe Nichts, denn ich weiß, die kurze Klinge ist nicht viel mehr als ein Spielwerk. Aber so lange mein Arm sie zu führen vermag, hab' ich kein Recht, sie aus Eitelkeit sinken zu lassen. Hat die Vorsehung es beschlossen, so genügt auch die schwächliche Waffe, um den Gegner zu fällen...«

»Du rasest! O, wie erkenn' ich's jetzt: Eure Lehre ist in der That eine Lehre für Sclaven. Sie tritt den Stolz des Mannes tief in den Staub.«

»Das ist der wahre Stolz, der den Menschen emporhebt über jegliches Vorurtheil, — der ihn selbst die Verachtung verachten lehrt. Ich kenne nur Ein Gebot: meine Pflicht. Du aber, Cornelia, noch einmal beschwör' ich Dich..«

Das Klirren der Riegel nahm ihm das Wort vom Munde. Der schreckliche Augenblick war gekommen.

Eine Secunde lang lehnte er, stockenden Athems, und die Lider geschlossen, wider der Mauer. Dann aber richtete

er sich kühn und trotzig empor. Cornelia umschlang ihn mit beiden Armen.

»Sprich kein Wort mehr, Geliebter!« sagte sie voll unendlicher Hingebung. »Auch ich kenne die Pflicht eines treuliebenden Herzens. Ich folge Dir freudig, — und der letzte Hauch meines Lebens ist dein. Jetzt sei völlig Du selbst, und gräme Dich nicht um mich! Wenn ich zurückbliebe, — ja, dann verdiente ich deine Thränen. Aber so... Alle Qual erlischt ja im Tode.«

Quintus fühlte, daß Cornelia in ihrer Weise ebenso Recht hattte, wie der gläubige Christ in der seinen. So küßte er sie noch einmal auf den bleichen, zuckenden Mund, der ihm in glücklichen Tagen so vieles Traute und Gute gesagt, dankte ihr für die heldenhafte, unverbrüchliche Treue und schwur ihr, seine Liebe mit hinüber zu retten in jenes ferne, unbekannte Land, wo er sie wiederzusehen hoffe im Licht der Verklärung.

Dann ergriff er sie bei der Hand und führte sie die Stufen hinauf.

Das Pförtchen an der Rotunde sprang auf. Sie traten langsam in die Arena.

War es der Glanz des Tages, der nach dem trüben Zwielicht des Verließes ihnen die Augen blendete, war es die innere Erregung, — sie sahen Nichts, — Nichts von den unermeßlichen Sitzreihen, von den zahllosen Tausenden, die das Amphitheater bis zum höchsten Mauerkranze erfüllten, Nichts von dem Cäsar und seinem goldgestickten

Pulvinar. Das Alles verschwamm ihnen, wie ein schimmerndes Grau, wie ein Chaos. Sie fühlten sich allein und einsam inmitten dieser unabsehbaren Menschenmenge. Nur die Arena mit ihrem gelben Sande lag vor ihnen, wie eine Insel im Ocean.

Cornelia wankte. Sie hätte vielleicht die Besinnung verloren, wenn nicht der gelle Drommetenstoß und gleich darauf die Stimme des Festordners, der die Namen der Verurtheilten nannte, sie dieser Anwandlung wieder entrissen hätte.

Ein Knecht trat jetzt auf Quintus heran und überreichte ihm das kurze, dolchähnliche Schwert.

»Sieh' zu, daß Du wirfst!« raunte er ihm verstohlen in's Ohr.

Quintus, dem die Klinge, wie er sie in der Hand wog, ein unverhofftes Gefühl der Sicherheit gab, schaute dem Burschen fragend in's Angesicht.

»Ist Dir dein Leben lieb,« wiederholte der Sclave, »so wirf!«

Hiemit zog er sich hinter die Brüstung zurück.

Was sollte dies Wort bedeuten? Allerdings, wenn Quintus den Löwen aus nächster Nähe traf, so war selbst bei dem tödtlichsten Stoße vorauszusehen, das getroffene Thier werde ihn noch im letzten Augenblicke zermalmen. Aber der Stoß aus der Nähe war doch immer noch sicherer, als der Wurf. Zudem, ein Stoß konnte möglicher Weise wiederholt werden, ein Wurf nicht. Das Ganze war also

wohl ein boshafter Kniff seiner Feinde, oder besten Falls der brutale Scherz eines Henkers.

Die Pforte auf der entgegengesetzten Seite der Arena ward aufgerissen. Ein riesiger Löwe, goldgelb, die ellenbreite Stirn von einer ungeheuren Mähne umwallt, trat ruhig und majestätisch in die Rotunde. Ein mächtiger, schwarzer Lockenbüschel fiel ihm tief in die Augen herab.

Quintus erkannte auf den ersten Blick das unbändige Thier, das am Strande von Ostia so grausenhaft wider die Stäbe seines Käfigs getobt hatte. Seine Hand legte sich krampfhaft um das Heft seiner Waffe, die ihm jetzt mit einem Male so arm, so kläglich erschien, daß er meinte, das Volk auf den Sitzreihen müsse in lautes Gelächter ausbrechen.

Cornelia stand etwa drei Schritte von Quintus entfernt, regungslos und starr wie ein Götterbild.

Der Löwe kam langsam näher. Quintus heftete seinen Blick fest in das unheimlich rollende Auge des Gegners. Plötzlich schien der Löwe zu stutzen. Hatte auch er das Antlitz erkannt, das ihn damals zu so unbegreiflicher Wuth gereizt? Der mächtige Schweif peitschte voll Ingrimm die Flanken. Aus dem halbgeöffneten Rachen floß langsam der Geifer. Die furchtbaren Muskeln der Pranken zuckten und flimmerten. Jetzt duckte er sich. Jede Sehne straffte sich an, und im nächsten Augenblicke schwang er sich in gewaltigem Bogen gerade auf Quintus los. Zu gleicher Zeit hatte sich die entsetzte Cornelia mit einem furchtbaren Schrei

auf die Sprunglinie des Ungethüms losgestürzt, während Quintus blitzgeschwind auf die Seite trat. Die unerwartete Erscheinung des Mädchens mochte den Löwen verblüfft haben. Er verfehlte sein Ziel und kam dicht neben Quintus zu Boden. In demselben Moment aber bohrte sich ihm der Stahl bis zum Heft in das Schulterblatt.

Was war das? Welch' ein unglaubliches Meisterstück siegreicher Fechtkunst? Die Klinge war dem Löwen kaum in den Körper gedrungen, als seine Muskeln erschlafften. Ein gräßliches Zucken ging ihm durch alle Glieder. Dann rollte er starr und steif in den Sand. Er war todt.

Quintus glaubte, ein Trugbild böser Dämonen umneble ihm die erregten Sinne. Wie war das möglich? Eins jener Ungeheuer, denen oft ein halbes Dutzend von Lanzen im Leibe splittern, bevor das zähe Leben entweicht, — und dieser plötzliche Tod in Folge des Einen, allerdings kraftvollen Schwertstoßes . . .?

Der frenetische Jubel des Volkes ließ ihm nicht Zeit, über das Wunder nachzudenken. »Gnade für Quintus Claudius!« scholl es tausendstimmig von allen Bänken. »Cäsar, befreie ihn! Gnade für Quintus Claudius!«

Bleich, stirnrunzelnd, die Lippen geschlossen, saß der Imperator inmitten dieses unablässigen Sturmes. Jetzt trat Clodianus mit feinem Lächeln zu ihm heran und raunte ihm Etwas in's Ohr. Unwillig schüttelte der Cäsar das Haupt.

»Gnade für Quintus Claudius! Gnade für seine Braut!« scholl es unaufhörlich und immer gewaltiger durch's Amphitheater.

»Mein Herr und Gemal,« sagte Domitia, sich würdevoll und mit erkünsteltem Gleichmuthe zu dem düster blickenden Herrscher neigend, »deine Huld wird ihn retten.«

»Nimmermehr!« rief Domitianus, sich aufrichtend.

Er winkte dem Herold. Der Lärm verstummte.

»Römer,« sprach der Cäsar mit einer Stimme, aus der man den Ingrimm heraushörte, »Ihr fordert Gnade für einen Menschen, der sich selber verurtheilt hat. In seiner Hand lag die Rettung. Nur Ein Wort von ihm, ein Wort des Widerrufs, und er war frei. Sein Trotz hat dies Wort schnöde verweigert. Römer! Der Cäsar begnadigt nur die Reumüthigen!«

»Nur die Feigen!« rief eine Stimme von den höchsten Sitzreihen herab.

»Gnade für Quintus Claudius!« erscholl es von Neuem. Der Bau erzitterte fast unter dem furchtbaren Stimmengedröhne.

»Quintus!« hauchte Cornelia, die Augen schließend, »sprich das Wort, das Dich frei macht! Nicht zum zweiten Male wirst Du dem Schicksal entrinnen. Quintus, wenn Du mich je geliebt hast...«

Ein trübes Lächeln und ein schmerzlich-ernster Blick war die Antwort.

Abermals wandte sich Clodianus mit einer leisen Bemerkung an den zürnenden Imperator, und abermals stellte der Herold die Ruhe her.

»Ich bin gütig und mild,« sagte der Cäsar. »Mit freudigem Herzen erfüll' ich die Wünsche meiner geliebten Römer, dafern dies möglich ist. Hier aber stehe ich im Banne der Pflicht. Das Einzige, das ich gestatten kann, ist ein Aufschub. Für heute will ich dem Verurtheilten die Fortsetzung dieser Kämpfe erlassen. Er mag sich erholen, er mag Kräfte sammeln. Vielleicht krönt der Sieg ihn zum zweiten und dritten Male. Dann, meine theuren Römer, ist euer Herzenswunsch ja erreicht: der Gegenstand eures Mitleids ist frei!«

Ein Murren des Unmuths ging durch die enttäuschte Versammlung; aber man fühlte, daß alles weitere Bitten vergeblich, wenn nicht gefährlich sein würde. Es war nicht übersehen worden, daß Domitianus beim Beginne des Tumults den Obersten der Leibwache heftig herangewinkt hatte. Bei dieser Gemüthsstimmung waren Gewaltmaßregeln seitens des Imperators nicht ausgeschlossen.

»Guter Rath kommt über Nacht!« rief jene vereinzelte Stimme von oben.

Der Festordner beeilte sich, die zwei Verurtheilten wieder abführen zu lassen. Die todte Bestie, der die mächtige Zunge schwarzblau aus dem triefenden Rachen hing, ward nach dem Ausgange geschleift und der Platz

wieder in Eile geebnet. Der Kampf eines dreizehnjährigen Mädchens mit einem winzigen Zwerge brachte den Zwischenfall mit Quintus Claudius bald wieder in Vergessenheit. Da nun zum Schluß die Arena vollständig unter Wasser gesetzt und ein prachtvolles Seegefecht inscenirt wurde, dachten wohl nur noch Wenige an den todesmuthigen Jüngling und seine schöne, bleiche Geliebte.

Nur Wenige, — aber doch Einige.

Vor Allen der Cäsar, der sich im Stillen schwur, niemals in die Begnadigung eines Menschen zu willigen, dem die schöne Cornelia lieber in den qualvollen Tod folge, als dem Herrscher des Weltreichs zum üppig schwellenden Liebeslager. Die ganze Hohlheit und Nichtigkeit seines Daseins war ihm angesichts dieser Kampfscene vor die Augen getreten. Er, der nur gehaßt und gefürchtet wurde, fühlte in diesem Augenblicke Etwas wie Heißhunger nach Liebe und Treue, und diese an sich rein menschliche Regung setzte sich in seinem verderbten Gemüthe sofort in gesteigerte Wuth um.

Dann aber auch Domitia.

Ihr Haß, der schon seit längerer Zeit in's Wanken gerathen, brach unter dem Eindruck dessen, was sie eben geschaut hatte, vollends zusammen, — selbst ihr Haß gegen Cornelia, die beneidete, glückliche Nebenbuhlerin, deren qualvoller Tod so lange Wochen hindurch die glühende Phantasie der rachgierigen Fürstin mit den grausenhaftesten Bildern gesättigt hatte.

Kurz nach Beginn der Naumachien verließ Domitia das Amphitheater und begab sich nach dem Palatium, wo Stephanus ihrer gewärtigte.

»Ist meine Herrin zufrieden?« fragte er demuthsvoll.

»Zufrieden?« wiederholte Domitia. »Ist es dein Verdienst, wenn er im ungleichen Kampfe Sieger geblieben?«

»Herrin,« sagte Stephanus, »die Frist war kurz, und alles Mühen beim Imperator erfolglos. Den einzigen Weg, der noch offen stand, hab' ich eingeschlagen. Oder wähnst Du im Ernst, ein gätulischer Löwe lasse sich abschlachten, wie ein Hase, den der Jäger mit einem Schlage des Fingers tödtet? Das Schwert war vergiftet.«

»Ha, ich begreife...«

Sie wollte weiter sprechen. Da stürzte Polycharma athemlos in's Gemach.

»Ich suche den Stephanus. Ein Bote aus der Arena...«

»Heiß' ihn eintreten!« sagte die Kaiserin.

Ein junger Mensch überreichte dem Verwalter ein Schreiben. Stephanus las. Er ward bleich. Seine Augen schlossen sich wie geblendet.

»Geh'! Es ist gut!« stammelte er, den Zettel hastig zerknitternd.

»Was ist geschehn?« fragte die Kaiserin.

»Herrin, das Schlimmste! Der Festordner hat Verdacht geschöpft. Meine List wird entdeckt werden.«

Die Fürstin erglühte.

»So kämpfst Du nicht nur für die Rettung des Quintus Claudius, sondern für Dich selber, o Stephanus! Dein Leben steht auf dem Spiel wie das seine. Prüfe, handle und gedenke des Lohnes, der Dich erwartet! Laß, wenn es nöthig ist, Rom in die Erde sinken: nur verhindre das Gräßliche!«

»Du befiehlst, ich gehorche!«

Zwölftes Capitel.

Der Tag neigte sich. Blutroth sank die Sonne in's tyrrhenische Meer. Das Capitolium und die Bogenreihen des Amphitheaters glühten wie Purpur, während im Straßengewirre schon Dämmerung herrschte. Dann verglomm auch der letzte Brand, der die Höhen umloderte. Bläuliches Dunkel stieg immer weiter an den Mauern empor. Es war Nacht geworden über den Schaulustigen und ihren gemarterten Opfern — und endlich schien das Volk nun gesättigt. Wie ein fluthender Strom ergoß es sich über das Forum, in den Vicus Cyprius und die benachbarten Hauptstraßen.

Während Rom sich so von den aufregenden Genüssen des Tages Erholung gönnte und sich in süßer Schlaffheit dem Zauber der milden Frühlingsnacht überließ, näherten sich von dem Eilande Igilium her mit Windeseile sechs gewaltige Schiffe. Drei Stunden vor Mitternacht gingen die Fahrzeuge bei Alsium vor Anker und setzten ihre Bemannung, drei Cohorten auserlesener Soldaten, unbehindert an's Land. Der Sohn des lugdunensischen Pro=

prätors befand sich an ihrer Spitze; mit ihm war der Bataver Cajus Aurelius Menapius und der einarmige Centurio. Der Proprätor selber näherte sich mit dem Rest seiner Mannschaften auf der großen Heerstraße, der Via Cassia, und befand sich bereits in Clusium, während die übrigen Verschworenen mit geringem Gefolge von Luna und Pisä her über Rusellä südostwärts zogen, um sich in Forum Cassii mit den Truppen des Proprätors zu vereinigen.

Domitianus wußte nur von dem Herannahen des Proprätors, lebte jedoch dem Wahne, es handle sich nur um die Ausführung seines eigenen Befehls. Von Clodianus unauflöslich umgarnt, hatte er selber für die Hauptstadt eine Verstärkung gefordert. Der Adjutant hatte hier gerade aus dem Umstande Nutzen gezogen, daß der Kaiser wiederholt geheimnißvolle Warnungen von einer großen Verschwörung empfing. Die Landung in Alsium dagegen war der erste Schritt offener Empörung, und wenn Clodianus im Einverständniß mit Parthenius auch Alles anstrengte, um die Kunde von diesem Ereigniß dem Palatium und den noch zweifelhaften Elementen der prätorianischen Leibwache fernzuhalten, ja, wenn er selbst klüglich darauf bedacht war, im äußersten Nothfall eine glaubhafte Erklärung zu finden, so mußte man doch jeden Augenblick sich gewärtigen, daß die Maske nun fallen werde. Clodianus und Parthenius verbrachten daher den Rest des Tages außerhalb Roms, in der Villa des Adjutanten, und begaben sich nach Mitter-

nacht zu einem Freigelassenen des Parthenius, wo sie eine wichtige Besprechung mit Norbanus, dem Präfecten der Leibwache hatten. Der Oberst war nach langem Hin- und Hermanövriren endlich auch für die Sache der Verschwörer gewonnen worden. Neue Frevelthaten des Imperators, und ganz besonders das himmelschreiende Unrecht gegen die Senatoren und Ritter, die seit dem Tage ihrer Verhaftung noch immer ohne Urtheil im Kerker schmachteten, hatten bei der geraden und biederen Natur des Kriegsmannes den Ausschlag gegeben. Zum größten Leidwesen der Verschworenen konnte Norbanus auch jetzt nur bezüglich dreier der von ihm befehligten Cohorten eine bestimmte Zusage machen. Die übrigen waren zu Anfang des Jahres neu recrutirt worden, und das wachsende Mißtrauen des Imperators hatte insbesondere die Officiersstellen fast durchweg mit seinen ausgesprochensten Günstlingen und Creaturen besetzt. Wie dem aber auch sein mochte, jetzt war es zu spät, alle Möglichkeiten in Anschlag zu bringen. Nur nach vorwärts lag die Straße noch offen. Es galt um jeden Preis den Versuch. Schlimmsten Falls waren die Prätorianer doch wohl zwei Tage lang hinzuhalten. Bis dahin aber konnte der Proprätor mit seinem Heer angelangt sein. Vielleicht auch gab es noch andere Mittel der Lösung. Clodianus dachte an Stephanus...

Als das röthliche Viertel des abnehmenden Mondes über den Horizont stieg, hatte der Sohn des Proprätors mit seinen kampfesmuthigen Truppen schon mehr als die

Hälfte des Weges zwischen Alsium und der Hauptstadt zurückgelegt. Aurelius, von seinem getreuen Herodianus und dem Gothensclaven begleitet, ritt neben dem jungen Kriegsmann einher und sah mit Entzücken, wie sich der schwärzliche Streifen am Himmelsrand immer deutlicher gliederte und gestaltete. Dieser Streifen war Rom. Jetzt, da der Mond höher stieg, glaubte Aurelius die Bauten auf dem Mons Janiculus und weiter links den hochgelegenen Quirinustempel klar unterscheiden zu können. Zwischen den beiden Punkten, die er so mehr in der Phantasie als mit dem Auge erblickte, wohnte seine Claudia, die Heißgeliebte, die Holde, die Einzige! Was hatte sie leiden müssen während der letzten Monate! Ach! und noch jetzt! — Heute vielleicht war ihr Bruder, den sie über Alles liebte, dem finsteren Verfolgungswahn des Imperators zum Opfer gefallen! Freilich, Clodianus hatte heilig und theuer versprochen, Alles anzustrengen, um das Entsetzliche möglichst hinauszuschieben: — aber wer konnte wissen...!

Aurelius gab seinem Hengste die Sporen, als könne er's nicht erwarten, durch die Straßen Roms zu sprengen, an den Kerker zu schlagen und den befreiten Freund an die Brust zu ziehen. Wie sollte er seiner Claudia entgegentreten, wenn er zur Rettung ihres Bruders zu spät kam! Weßhalb auch mußte die Ausführung des Verschwörungsplans sich so lange hinausziehen? Die Gründe der Zögerung waren allerdings zwingend — selbst Cinna hatte sie anerkannt. Aber das Herz, das Herz fragte nicht nach Motiven der

Strategie und der Staatsklugheit. Ihm währten die Tage, die man so im Zuwarten dahinströmen ließ, wie trostlose Ewigkeiten. Nun, die nächste Zukunft muß die beklemmende Spannung ja lösen. Gewiß, die Götter konnten die sehnsuchtsvolle Hoffnung nicht so grausam betrügen. Und wenn es gelang, wenn das Schicksal es gnädig fügte, — welch ein Glück, daß die Fesseln gerade durch ihn gesprengt wurden, welch ein Triumph dem finsteren, trotzigen, unerbittlichen Manne gegenüber, der des eigenen Sohns nicht geschont hatte um des Gesetzes willen!

Aurelius schämte sich fast, daß er so nur an sein eigenes Geschick dachte, während die nächsten Stunden doch über das Loos von Millionen, über die Zukunft des Weltreichs entscheiden sollten. Aber was half ihm aller Ernst des Willens, aller Eifer des Vorsatzes? Immer wieder kehrten seine Gedanken zu der so herrlich geträumten Scene zurück, da er seine Claudia umarmen, und stolz vor den Ober-Priester hintreten würde mit den Worten: »Siehe, hier ist dein Sohn!«

Die Straße war einsam. Weithin hallte der Schritt der Cohorten durch die schweigende Nacht. Die wenigen Wanderer und Fuhrwerke, die den Truppen von der Stadt her entgegen kamen, ließ man durch. Was von Alsium her nach Rom wollte, wurde von den Soldaten wohl oder übel in die Mitte genommen.

Trotz dieser Vorsichtsmaßregel hielt man sich auf Alles gefaßt.

Eine halbe Meile von Rom stießen Clodianus und Parthenius, der Verabredung gemäß, zu dem Heereszug. Die Cohorten machten einen Augenblick Halt. Die Verschwornen begrüßten sich. Nur mit innerem Widerstreben suchte Aurelius Worte der Höflichkeit für den Oberkämmerer, der ihm stets unsympathisch gewesen, jetzt aber den verhaßtesten und widerwärtigsten Eindruck machte. Die volltönigen Reden des Clodianus dagegen, der Mancherlei von Freiheit und Vaterland declamirte, nahm er für baare Münze.

»Ich habe die letzte Botschaft deines Vaters empfangen,« sagte Parthenius zu dem Sohn des Proprätors. »Wohlan denn, ich füge mich. Ein Weib auf dem Thron der Cäsaren scheint Euch gefährlich — und gefährlicher noch der Plan des Cornelius Cinna, die Republik wieder herzustellen. Die gewichtigen Gründe deines Vaters haben mich überzeugt. So sei's denn beschlossen! Euer Candidat ist der meine.«

»Wir danken Dir,« versetzte der Sohn des Proprätors. »Unsere Truppen wissen bereits, was im Werke ist. In ihren Reihen ist der Name des Nerva mehr als einmal genannt worden. Du sollst sehen, edler Freund, es bedarf nur eines Funkens, um diese Herzen in Brand zu setzen.«

Er wandte sein Pferd.

»Leute!« rief er mit Donnerstimme, »Euer Cäsar heißt Marcus Coccejus Nerva!«

»Nerva!« scholl es tausendstimmig zurück. »Nieder mit Domitianus! Es lebe Nerva, der Imperator!«

Die zerstreuten Anwohner der Landstraße mochten bei diesem wettersturmähnlichen Rufe gar verblüfft aus dem Schlafe emporschrecken und sich fragen, was der Lärm zu bedeuten habe. Wenn sie dann sahen, daß es reguläre Cohorten waren, die in bester Ordnung auf Rom marschirten, so schlüpften sie wohl kopfschüttelnd wieder unter die Decke und begnügten sich mit der alten Klage, daß dem Soldatenstand Alles erlaubt sei, auch die muthwillige Störung der Nachtruhe.

Die Cohorten aber schritten mit erneuter Rüstigkeit vorwärts und erreichten nach kurzer Frist den westlichen Abhang des Mons Janiculus, wo sich ihrem Einzuge — Dank den schlauen Maßnahmen des Clodianus — kein Hinderniß in den Weg setzte.

Unterdeß verbrachten Quintus Claudius und seine Verlobte eine schreckliche Nacht. Man hatte sie nach dem unverhofften Ausgang des Kampfes zurück in das unterirdische Gewölbe der Arena geführt. Hier beließ man sie — sei es nun aus Bequemlichkeit, oder weil man fürchtete, das Volk möchte seiner Theilnahme allzu lebhaft Ausdruck verleihen, falls es die Verurtheilten auf dem Wege nach dem mamertinischen Kerker zu Gesicht bekäme. Man warf ein paar Teppiche auf die Steinfliesen und postirte einen bewaffneten Knecht in's Verließ. Je zwei bewachten die Eingänge. Niemand dachte daran, den Ermatteten

Trank oder Speise zu reichen; denn daß sie jetzt noch am Leben sein würden, stand ja nicht im Programm, und der Festordner hatte wichtigere Dinge zu thun, als sich um das Schicksal der beiden »Aufgehobenen« zu kümmern.

Cornelia kauerte, von all' dem, was sie erlebt hatte, unsäglich erschöpft, im dunkelsten Winkel und rang stumm die Hände. Es war zweifellos, der Tyrann erbarmte sich nicht! Das Ganze war also nur eine Verlängerung ihrer Qual, ein Aufschub des Unausbleiblichen, ein langsames Schlürfen des Todeskelches, welchen die Anderen mit einem Zuge leerten! Diese Gewißheit überstieg fast ihre Kräfte.

Auch Quintus, den das Gefühl des Sieges im Anfang gehoben hatte, ward mit jeder Minute ruheloser und gramverzehrter. Der bange Verzweiflungsschrei, der von den Lippen Cornelia's erklungen, da der Löwe sich zum Sprung anschickte — ein Schrei, gell und doch voll zitternden Wohlklangs, hallte ihm tief in der Seele nach. In diesem qualerpreßten Schreckensrufe lag Alles, was sich mit Worten nicht sagen ließ, ein wildzärtlicher Vorwurf, eine Herausforderung aller feindlichen Mächte und eine Welt voll Liebe, die nur für den Liebsten lebte. Erst nachdem sie in's Verließ zurückgekehrt waren, hatte Quintus bemerkt, daß Cornelia verwundet war. Vom linken Oberarme troff Blut herab. Hier mußt die Pranke des wüthenden Thiers sie gestreift haben. Es war unbeschreiblich, was er bei dieser Wahrnehmung fühlte. Und dann — wie sie ihm

wehrte, fast trotzerfüllt, als er das Blut stillen wollte, bis sie endlich selbst einige Streifen vom Saum ihrer Stola riß und sich die Wunde nothdürftig verbinden ließ! Ihr ganzes Wesen schien dabei die hohnerfüllte Frage zu sprechen: Wozu? — Sie wußten ja Beide, was der neue Tag ihnen bringen würde.

Die Minuten schlichen träge und bleischwer dahin. Das aufgeregte Gehirn des Jünglings war nicht mehr im Stande, die fürchterlichen Gedanken zu bannen. Er vermochte kaum noch zu beten. Er sah sich im Geiste, wie er abermals an der Seite Cornelia's die Arena betrat, wie sich das entsetzliche Schauspiel von heut' wiederholte, — bis auf den Schluß. Diesmal traf er den Löwen minder kunstgerecht. Die brüllende Bestie duckte sich, ein gräßlicher Sprung, und die Krallen wühlten sich ihm bis auf die Knochen in's Fleisch...

Jetzt lag er am Boden, blutend, verstümmelt... Ja, es war volle Wirklichkeit, und doch schmerzlos, ganz schmerzlos. Nur unsäglich beklemmend. Und nun hatte der Löwe auch Cornelia zerfleischt, die schöne, hoheitsvolle Cornelia... Dann ward das Ungeheuer von den blutenden Leibern emporgescheucht und hinweggetrieben in seinen Käfig. Die Knechte des Festordners nahten mit ihren Harpunen, um die Todten hinwegzuschleifen. Ganz deutlich hörte Quintus, wie die Haken im Sande knirschten.

Am ganzen Leibe schaudernd, fuhr er empor. Er war endlich nach so langer Rastlosigkeit entschlummert und hatte

den grausamsten Traum gehabt. Aber das Knirschen und Klirren dauerte fort, und jetzt rief eine jubelnde Stimme laut und lebenswarm seinen Namen. Helles Fackellicht fiel in die aschfarbene Dämmerung. Vor ihm stand Cajus Aurelius Menapius, gefolgt von acht Soldaten des lugdunensischen Heeres.

»Quintus!« rief er, die Arme ausbreitend. »Gepriesen sei die Gnade der Götter! Auf, edle Cornelia! Was staunst Du mich an, als erblicktest Du ein Gespenst? Aurelius bringt Euch die Freiheit!«

»Cajus!« stammelte Quintus, dem die Ueberraschung und die neu erwachende Hoffnung fast die Sprache raubte; »Du hier...? Rede...! Was ist geschehen...?«

Rom ist unser. Mehr als die Hälfte der Prätorianer schwört zu Coccejus Nerva. Das Palatium ist seit einer Stunde umzingelt. Ihr sollt Alles erfahren. Ach, mir schwindeln die Sinne...! Vorwärts, Leute, macht Platz! O, Quintus, wer uns das Alles im verwichenen Herbste vorausgesagt hätte!«

Schwankend wie ein Trunkener stieg Quintus aus der Tiefe des Verließes empor an die köstliche Nachtluft. Cornelia folgte, auf den Arm ihres Retters gestützt. Wie sie so einherschritt im Scheine der Fackeln, das schwarze Haar aufgelöst und leise vom Winde bewegt, das Gewand zerfetzt und besudelt, und doch so fürstlich herniederwallend, erschütterte ihr Anblick selbst die Gemüther der rauhen Kriegsleute.

Auf dem Forum herrschte die unbeschreiblichste Aufregung. Starke Truppenabtheilungen hielten die Zugänge nach dem Mons Palatinus besetzt; andere, darunter zahlreiche Prätorianer, zogen nach den verschiedensten Stadttheilen, um die strategisch wichtigen Punkte gegen etwaige Pläne der Gegner sicher zu stellen. Dabei strömte von allen Seiten das Volk herzu, schreiend, lärmend und sich in Fragen erschöpfend.

In der Nähe des Titusbogens hielt Clodianus hoch zu Roß inmitten einer wild lärmenden Menschenmenge.

»Ja, Bürger!« schrie er mit Donnerstimme, »der Tyrann hat aufgehört zu regieren! Mehr als zu lange trugen wir das entehrende Joch! Wir haben es abgeschüttelt! Die Befreier danken Euch für die edle, ungestüme Begeisterung! Aus Erkenntlichkeit wird Euch Nerva, der Imperator, die Kornspenden für die nächsten Jahre verdoppeln!«

»Es lebe Nerva, der Vater des Vaterlandes!« klang es im Chore. In diesen Ruf stimmten aber nicht nur die haltlosen Proletarier, sondern freudiger noch die besseren Elemente des Volkes ein, bis hinauf zu den Rittern und den vereinzelten Senatoren, die bei der Ungewißheit der Lage so viel Muth besaßen, ihre Meinung zu äußern.

»Römer!« rief Clodianus von Neuem, »fürchtet nicht, daß die paar Söldlinge, die das Palatium vertheidigen, unser Werk noch gefährden könnten! Von

Clusium her nähern sich in Eilmärschen die Legionen des lugdunensischen Proprätors. Ehe die Sonne zum zweitenmale in's Meer sinkt, stehn sie vor Rom. Geht und sagt das euren Freunden, die da noch zagen möchten! Mit dem Proprätor aber wird er selbst Einzug halten, Nerva, der Erlauchte, der Erwählte des Volkes, der göttliche Imperator!«

»Es lebe Nerva! Es lebe Clodianus!« schrieen viele hundert Stimmen zugleich...

Nur mühsam bahnte sich Aurelius mit dem befreiten Paare den Weg durch das unabsehbare Menschengewühl.

»Wohin führst Du uns?« fragte Quintus, der bis dahin keine Worte gefunden.

»Nach dem Haus deines Vaters.«

»Der Unglückliche!« stöhnte Quintus, das Haupt auf die Schulter des Freundes legend. »Was muß er gelitten haben!«

Und so schritten sie langsam, wie ein Trauerzug, nach der Wohnung des Titus Claudius.

Auch im Palatium war Alles lebendig. Ueberall Fackeln, Schwertergeklirr und verworrenes Rufen. Domitianus hatte bei der Nachricht von der Umzingelung fast den Verstand verloren. Er schlotterte wie ein Weib. Laut jammernd und wehklagend sprang er vom Lager auf und rannte wie toll durch sein Schlafgemach. Die Zähne schlugen ihm krachend wider einander. Erst als ihm gemeldet wurde, die Cohorte, die im Palaste die Wache habe, sei

getreu und werde jeden Angriff blutig zurückweisen, schien er sich halbwegs zu fassen. Er entbot nun einige seiner Palastbeamten zu einer Art Kriegsrath. Eine Stunde lang forschte er so die Meinungen aus, verwarf jedoch das Meiste, was vorgebracht wurde, als unausführbar oder als zwecklos. Höchst verstimmt hob er die Sitzung auf. Dann machte er in eigener Person die Runde bei sämmtlichen Posten und ließ sich herab, nicht nur die Centurionen, sondern auch die gemeinen Soldaten mit Schmeicheleien zu überhäufen und ihre fortgesetzte Standhaftigkeit zu erbitten. Auch vertheilte er Geldgeschenke.

Trotz alledem glaubte er zu bemerken, daß die Haltung der Krieger nicht ganz so ehrfürchtig sei wie sonst. Diese Wahrnehmung erfüllte ihn mit Erbitterung und Furcht, und er schwur sich im Stillen, wenn der Aufstand erst niedergeworfen sei, Einige, die sein Mißfallen besonders erregt hatten, exemplarisch zu züchtigen. Noch war ihm nämlich unbekannt, daß die größere Hälfte der Prätorianer sich zur Partei seiner Gegner geschlagen. Ueberdies erwartete er ja den Proprätor des lugdunensischen Galliens, der im schlimmsten Falle für sich allein den Ausschlag geben und auf die Nachricht von den Ereignissen in der Hauptstadt gewiß mit verdoppelter Schnelligkeit zum Entsatz herbeieilen würde. In seiner Gemüthsverwirrung bedachte der Cäsar nicht, daß es ja Clodianus gewesen, der mit dem Proprätor verhandelt hatte, und daß Clodianus jetzt an der Spitze der Rebellion stand.

Als es Mittag ward, ohne daß die Prätorianer die Truppen des Clodianus verjagt hatten, verlor der Imperator wieder jegliche Haltung. In heller Verzweiflung rannte er aus einem Gemach in's andere. Jetzt erging er sich in lauten Schmähreden über Parthenius und Clodianus, die er Beide zu Macht und Ansehn emporgehoben; jetzt zerraufte er sich das Haar; jetzt endlich suchte er Trost bei seinen Vertrauten, insbesondere bei seinem jüdischen Lieblingssclaven, dem Phaëton, der ihm durch Singen und Plaudern die quälenden Gedanken verscheuchen sollte.

Nicht minder aufgeregt, als der Cäsar, war der gleichfalls im Palatium miteingeschlossene Stephanus, der die ganze Nacht hindurch in seinem Arbeitszimmer gesessen und Pläne um Pläne geschmiedet, wie er den Befehlen seiner Herrin gerecht werden könne.

Wohl hatte ihn Clodianus in die Bestrebungen der Revolutionspartei eingeweiht und ihm, wie er fest versicherte, eine gewichtige Rolle zugedacht. Dennoch mußte der Freigelassene sich eingestehen, daß die eigentliche Action hinter seinem Rücken in Scene gegangen war; daß er von dem Umfange dieser Vorbereitungen keine Ahnung hatte; daß die Ereignisse ihm geradezu über den Kopf wuchsen.

Vollständig überraschend war ihm die Thatsache, daß die Intriguen des Clodianus mit den Freiheitsbestrebungen des Cinna und Nerva zusammenhingen. Diese Entdeckung schlug ihn beinahe zu Boden. Siegte der Aufstand, wie es ja allen Anschein hatte, so gehörte auch Cnejus Afranius zu

den Männern der Situation, und die Enthüllung all' der Verbrechen, die Stephanus bis dahin so meisterhaft zu verschleiern gewußt, war nur noch eine Frage der Zeit. Nach Allem, was dieser gallische Sachwalter bis zur Stunde versucht hatte, schien es mehr als zweifelhaft, ob er den Worten des krankhaften Schwärmers Eurymachus Gehör schenken würde, selbst für den Fall, daß Stephanus seine Bemühungen zu Gunsten des Quintus Claudius klärlich erhärten konnte. Unter allen Umständen jedoch mußte die neue Ordnung der Dinge den Verwalter der ehemaligen Kaiserin von der Höhe seines Glanzes herabschleudern, wenn er nicht durch eine kühne, entscheidende That den Verschwornen sich beigesellte, und die künftigen Machthaber auf diese Weise im Voraus verpflichtete...

Allgemach reifte so in seinem angsterfüllten Gemüth ein Entschluß, den er schon mehrfach, wenn auch aus anderen Motiven, erwogen hatte: der Entschluß nämlich, Domitian zu ermorden.

Die Herrschbegierde der Kaiserin und später die Furcht vor den angeblichen Rechtsverfolgungen, die der Imperator gegen ihn planen sollte — eine Erfindung des Adjutanten Clodianus — diese beiden Momente hatten ihn vor längerer Zeit schon zu Ideen geführt, die er indeß immer wieder bei Seite schob, da ihre Ausführung bei dem großen Mißtrauen des Imperators beinahe unmöglich schien. Jetzt aber lagen die Verhältnisse günstiger. Die ungewöhnlichen Ereignisse machten ein ungewöhnliches Auftreten minder

befremdlich. Auch blieb ihm ja — so meinte er — kaum eine Wahl.

Schon kurz nach Sonnenaufgang verbreitete sich im Palatium das dunkle Gerücht, Stephanus habe gestern in später Nachtstunde eine verdächtige Persönlichkeit überrascht, die sich in auffälliger Weise unweit der Kaiserpaläste herumgetrieben. Er habe den Menschen dingfest gemacht, und ihm ein wichtiges, auf die Verschwörung bezügliches Document abgerungen. Bei dieser Gelegenheit habe ihn der Unbekannte am linken Arme nicht unerheblich verwundet.

In der That trug Stephanus, als er früh sein Bureau verließ, den linken Arm in der Binde — und, nach dem Blute zu schließen, das trotz der vielfachen Umwicklung allenthalben durch's Linnen drang, mußte die Wunde ziemlich bedeutend sein. Wer jedoch den Freigelassenen eine Stunde vorher in der Einsamkeit seines Zimmers beobachtet hätte, der würde gesehen haben, wie er sich mit der Spitze seines haarscharfen Dolches eigenhändig die Haut ritzte, wie er die Binde absichtlich mit dem Blute befleckte und dann den Dolch selber mit der Leinwand flach auf den Arm band.

In der dritten Stunde ließ der Verwalter bei dem Cäsar um die Gnade einer Audienz nachsuchen, da er ihm ein hochwichtiges Schreiben, das nur für die Augen des Herrschers bestimmt sei, persönlich zu überreichen habe. Domitianus hatte bereits von dem Unfalle des Stephanus Kunde erhalten. Eben wollte er den Freigelassenen zu sich

entbieten, als derselbe den Wünschen des Imperators zuvorkam.

Blaß und aufgeregt kam Stephanus in's Gemach. Man durfte meinen, er sei vom Blutverluste erschöpft.

»Herr,« sagte er, »eine Entdeckung von ungeheurer Tragweite...«

Domitianus, tödtlich erschreckt, sandte die Sclaven, mit Ausnahme des Phaëton, vor die Thüre und hieß Stephanus näher treten. Ehrerbietig überreichte der Freigelassene das Schreiben, das er vor wenigen Stunden selber verfaßt hatte. Der Imperator entfärbte sich. Hastig überflog er das schlau erfundene Document.

Diesen Augenblick wußte Stephanus zu benützen. Mit Blitzesschnelle zog er den Dolch und bohrte ihn dem Cäsar bis an's Heft in den Unterleib.

Der Getroffene stieß einen gräßlichen Schrei aus und warf sich wie ein wildes Thier auf den Angreifer.

»Mein Schwert!« heulte er gell. »Phaëton, mein Schwert!«

Zitternd rannte der Knabe in's Nebengemach. Domitianus aber und Stephanus rangen verzweiflungsvoll. Der Kaiser mühte sich, dem Freigelassenen den Dolch zu entwinden, griff dabei in die Klinge und schnitt sich die Finger durch bis in's Mark. Vor Schmerz brüllend, suchte er dem Gegner die Augen einzudrücken oder ihn mit den Zähnen an der Gurgel zu packen. Die herzueilenden Sclaven wagten sich nicht zu rühren. Sie fürchteten, Stephanus handle im

Auftrage des Clodianus. Nur Phaëton, der endlich das Schwert gefunden, warf sich unerschrocken auf den siegreichen Mörder und versetzte ihm genau in demselben Augenblicke einen tödtlichen Streich, da der Dolch des Stephanus dem zuckenden Imperator das Herz durchbohrte.

»Phaëton... zu spät.:.!« rief Domitianus zurücksinkend. »Du allein hast mir Treue bewahrt...!«

Dann ergoß sich ihm ein dunkler Blutstrom aus Mund und Nase. Der Cäsar, der das Weltreich so lange Jahre unter die Füße getreten, war todt.

Stephanus überlebte sein Opfer nur kurze Frist. Der Schwerthieb des Phaëton hatte ihm den Schädel gespalten.

Die Nachricht von der Ermordung des Imperators entzog dem Widerstande der prätorianischen Leibwache jede Grundlage. Clodianus schickte alsbald einen Botschafter in's Palatium, der mit den Tribunen und Centurionen verhandelte. Noch in derselben Stunde erfolgte die Uebergabe. Auch der Rest der Prätorianer außerhalb des Palatiums widerstrebte nicht länger. So war denn der Sieg des Marcus Coccejus Nerva und seiner Anhänger ein vollständiger, und, bis auf die Opfer jener Mordscene im Palatium, ein unblutiger.

Trotz der vorgerückten Tageszeit ließ Clodianus den Senat sofort zu einer Sitzung berufen. Dieselben Männer, die bis dahin vor dem Tyrannen im Staube gelegen, überboten sich jetzt in Beweisen des Hasses und der Verachtung

gegen den Todten. Nachdem die Wahl des Marcus Coccejus Nerva officiell gut geheißen und in hochtönender Phrase als das glücklichste Ereigniß des Jahrhunderts gepriesen worden, faßte die Versammlung einen Beschluß, der den Domitianus für einen Feind des Vaterlandes erklärte und die Verpflichtung des römischen Volkes aussprach, jede Erinnerung an den Verruchten zu bannen und auszumerzen. Die zahlreichen Bildsäulen, die Domitian sich gesetzt hatte, sollten von den Sockeln geworfen, und seine Triumphbögen dem Erdboden gleichgemacht werden. Gewisse niederträchtige Anwandlungen, die darauf hinausliefen, das Denunciantenthum, wie es unter Domitian im Flore gestanden, mit erneuter Kraft fortzubetreiben, und einige hochverdiente Männer, wie den todtkranken Titus Claudius, die zu den Anhängern des ehemaligen Gewalthabers gezählt hatten, in Anklagestand zu versetzen, wurden durch die nicht mißzuverstehenden Winke des Clodianus hintertrieben, dem Cajus Aurelius nachdrücklich betont hatte, wie entschieden der neue Imperator gegen die Schurkereien des alten Styls vorgehen würde. Dagegen gab man dem Senat an die Hand, unverzüglich für die Befreiung sämmtlicher Staatsgefangenen Sorge zu tragen, und zwar mit Einschluß der Nazarener, da die Gesetzgebung bezüglich dieser jüdischen Secte alsbald nach Ankunft des Imperators revidirt werden sollte. Auch hier verfuhr Clodianus wesentlich unter dem Einflusse des Cajus Aurelius, der ihm seit der Rückkunft aus dem Hause des Titus Claudius nicht von der Seite wich.

So wenig war die Ruhe und die Ordnung durch diese welthistorischen Umwälzungen gestört worden, daß von Mittag ab die Festkämpfe im flavischen Amphitheater ihren Fortgang nahmen, freilich fast ausschließlich vom niedrigsten Pöbel besucht, dem es gleichgültig war, ob im Palatium ein Dämon oder ein Gott thronte, falls nur die Kornspenden und die öffentlichen Spiele nicht ausblieben. Einzelne dieser Schaulustigen murrten sogar, daß der neue Imperator durch die Streichung der Nazarener das reichhaltige Programm verkürze. Als aber Clodianus am Schluß der Vorstellung jedem Besucher ein beträchtliches Geldgeschenk überreichen ließ, da schwieg die letzte Verstimmung, und »Es lebe Nerva!« klang es donnernd durch dieselbe Rotunde, wo noch vor Kurzem Domitianus mit einem ebenso donnernden »Ave Cäsar!« begrüßt worden war.

Dreizehntes Capitel.

»Titus Claudius stirbt!« raunen sich die Sclaven des öden, schweigsamen Hauses zu, wo sonst, trotz der ernsten Würde seines Besitzers, so viel heiteres Lachen erscholl und so viel fröhliche, herzerquickende Lebenslust.

»Er stirbt!« so stöhnt auch Octavia mit einem Blick der Verzweiflung auf das bleiche, verzerrte Gesicht, das, von kaltem Schweiße gebadet, die Augen halb geschlossen, regungslos in den Kissen liegt.

Hinter dieser hohen, aschfarbenen Stirn hat sich während der letzten Tage Gräßliches abgespielt. Alle Qualen des Opfertodes, den das fürchterliche Gesetz dem Sohne bereit hielt, hat der Vater tausendfach durchgelitten. Der Wahnsinn des Fiebers hat ihn immer und immer wieder hinausgeführt nach dem blutigen Schauplatz, wo sein Quintus zerfleischt werden sollte. Die wohlthätige Besinnungslosigkeit, die ihn anfangs mit Nacht umhüllte, hatte sich grausam gelichtet: seine Seele füllte sich mit Bildern, die ihn zu tödten drohten. Unsägliches hatten Octavia und Claudia an diesem Lager erduldet. Das eigene Weh im

Herzen, mußten sie trost- und hülflos mit ansehen, wie der Unglückliche Tag und Nacht mit allen Dämonen rang, wie er tobte und ras'te und aus schaumbedecktem Munde gelle Verwünschungen gegen sich selbst und sein Schicksal ausstieß.

Jetzt, nach so unerhörten Stürmen, war er in sich zusammengebrochen. Die Kräfte schwanden ihm zusehends, und die Aerzte wandten sich stumm und rathlos von seinem Pfühle hinweg.

»Er stirbt!« klang es geheimnißvoll bis in die fernsten Räume des Wohnhauses. Denn da war kein Sclave so niedrig oder verstockt, der diesen Gebieter nicht aus vollstem Herzen betrauert hätte.

Horch! Er spricht! Er richtet sich auf!

»Nein, nein! Du verzeihst mir!« murmelt er kaum vernehmbar. »Nicht wahr, mein Quintus? Du fluchst mir nicht? Ich habe Dich allzeit geliebt — o geliebt, mehr als mein Leben! Das ruchlos harte Gesetz! Wehe mir! Du wendest Dich ab! Mörder nennst Du mich! Mörder!«

Er sinkt in die Kissen zurück. Sein Athem keucht. Die Hände greifen zuckend auf der Decke herum.

»Quintus!« beginnt er von Neuem, so sanft, so schmeichlerisch wie ein Kind. »Gönne mir nur Ein gütiges Wort! O, mein Quintus, wie kannst Du wähnen, ich sei dein Feind? Sieh diese Hand, Quintus! Wie oft hat sie deine Wangen geliebkos't, wie oft dein Haar gestreichelt, dein schönes, wallendes Lockenhaar! O, die Bestien, die scheußlichen Bestien! Cäsar, welch' eine Missethat! Gnade!

Gnade! Laßt mich hinab! Laßt mich verbluten, aber schont seine Jugend! Umsonst! Umsonst! Sie stürmen heran! Sie packen ihn! Da... da... Ihr Götter, erbarmt Euch meiner!«

Ein heiserer Aufschrei; dann tiefes Schweigen.

»Vater, mein Vater, erkennst Du mich?« ruft da eine zitternde Stimme. »Ich bin's, dein Sohn — befreit und gerettet! Zweifle nicht, Vater, ich bin es selber — kein Truggebilde, kein Fiebertraum...! Und hier ist Cornelia. Und dort Cajus Aurelius, der uns dem Tode entriß.«

Titus Claudius zuckt beim Klang dieser Stimme empor. Starr heftet er die glanzlosen Blicke auf die Jünglingsgestalt, die jetzt niederkniet und, seine welken Hände ergreifend, heiße Thränen vergießt. Da, mit einem Male geht ein Leuchten über sein Antlitz. Ein plötzlicher Schauer schüttelt den müden Leib, und mit dem jauchzenden Rufe: »Quintus! Du!« bricht er zusammen.

Regungslos, wie ein Todter, liegt er dahin gestreckt. Das Antlitz wird noch bleicher und fahler. Die hageren Arme sinken schlaff an der Bettstatt herab.

Alles rings umher steht wie gelähmt. Nur Claudia hat so viel Besinnung, hinauszustürzen und Hülfe zu holen.

Nach zwei Minuten erscheint der greise Palämon, ein Freigelassener des Hauses, wohlerfahren in allen Geheimnissen der griechischen und römischen Heilkunde. Mit dem Ausdrucke wahrhaften Schmerzes tritt er zum Lager.

Prüfend legt er dem Bewußtlosen die Hand auf die Stirn, prüfend tastet er nach dem kaum noch fühlbaren Puls. Claudia, die Muthige, die Standhafte, berichtet ihm, was sich ereignet hat.

»Gönnt ihm Ruhe!« sagt Palämon, wie zur Abwehr die Hände ausstreckend. »Dieser Augenblick ist entscheidend.«

Die Familie entfernt sich. Octavia ist selbst einer Ohnmacht nahe. Auf Aurelius gestützt, schreitet sie langsam nach ihren Gemächern. Nur Claudia und Baucis verweilen mit dem Arzte im Krankenzimmer.

Palämon heischt einige Tropfen samischen Weines und flößt sie dem Kranken zwischen die bläulichen Lippen. Dann nimmt er, zu Füßen des Lagers, auf einem Sessel Platz und läßt den Ohnmächtigen nicht aus den Augen.

»Muth, mein Töchterchen!« flüstert er, da er Claudia's bethränten Augen begegnet. »Er hat ihn erkannt. Wohl! Das wird ein besseres Heilmittel sein, als alle Kräuter und Mischtränke unserer Kunst. Siehst Du, er athmet schon ruhiger und regelmäßiger. Das ist keine Ohnmacht mehr, das ist Schlaf. Wenn die Schwäche ihn nicht dahinrafft, wird dieser Schlummer die Gewalt des Fiebers brechen und ihn dem Leben zurückgeben. Oeffne die Thür, mein Kind — recht weit, auf daß die erquickliche Frühlingsluft in's Gemach ströme! Geh, Baucis, fülle das Becken mit Schneewasser und benetze ein Tuch! Ueber die Stirne gelegt, wird's ihm wohl thun. Aber leise, recht leise, daß er nicht aufwacht!«

Ein köstlicher Duft von jungen Rosen drang in das Zimmer, da Claudia jetzt die Thür vorsichtig in den Zapfen drehte. Gleich darauf brachte Baucis das Schneewasser. Die kühlende Stirnbinde schien sehr wohlthätig auf den Kranken zu wirken. Er seufzte tief auf und legte sich dann auf die Seite. Die Starrheit seiner Züge verlor sich. Er schlief ruhig und tief.

Nach einiger Zeit erschien draußen im Säulengange der Bataver. Er warf einen Blick in's Gemach, der um Auskunft bat.

Claudia erhob sich und schritt, unter Thränen lächelnd, zu ihm heran. Unbekümmert um die Gegenwart des Palämon, schlang sie die Arme um den theueren, einzig geliebten Mann und legte ihr Haupt seufzend an seine Brust.

»Er wird leben!« hauchte sie, zu dem Jüngling emporschauend. »Sieh doch, wie klar und friedlich er schlummert!«

»Gelobt sei Jupiter! Ach, meine Claudia, was haben wir in diesen letzten Monden erlebt!«

»Mehr, als ich ohne unsere Liebe ertragen hätte!«

Er küßte sie, warf noch einen forschenden Blick auf den Kranken, und entfernte sich.

Die Sonne sank hinter den Mons Janiculus, — und immer noch lag der Erschöpfte in seinem todähnlichen Schlafe. Zwei Stunden vor Mitternacht regte er sich und fragte nach Quintus. Da Claudia, die nicht vom Lager wich, ihm freudig zuflüsterte: »Du weißt ja, Vater, er ist

gerettet!« — blickte er wie verklärt der Tochter in's Antlitz. Dann verlangte er hastig zu trinken, leerte eine Schale mit Fruchtsaft und entschlief wieder.

Als es zu dämmern anfing, hieß Palämon, der einige Stunden im Nebenzimmer gerastet hatte, Claudia zur Ruhe gehen. Nach menschlicher Berechnung sei die Gefahr jetzt vorüber. Claudia gehorchte, denn sie konnte sich kaum noch aufrecht erhalten.

Am wolkenlosen Himmel stieg die Sonne empor und führte den ersten Tag der Freiheit herein über das glücklich erlöste Rom. Allenthalben schickte die Bevölkerung sich an, den neuen Cäsar, den milden, hoheitsvollen Coccejus Nerva, der für den folgenden Morgen erwartet wurde, mit glänzenden Ehrenbezeugungen zu bewillkommnen. Alle Triumphbögen, alle Säulengänge, alle Tempel wurden bekränzt. Ganz Rom glich einem einzigen großen Festsaal. In lärmenden Schaaren zogen die Prätorianer und die Soldaten der Stadtwache durch die Gassen, um die Standbilder des Domitianus zu stürzen und Ehrensäulen für Nerva, so gut man sie in der Eile auftreiben konnte, an deren Stelle zu setzen.

All' der Lärm, all' das geräuschvolle Treiben aber weckte nicht den Titus Claudius Mucianus, der auf dem Pfühle seines luftigen Cubiculums der Genesung entgegenschlief. Erst lange nach Mittag begann er unruhig zu werden und sich von einer Seite auf die andere zu werfen. Palämon gab der Familie Nachricht, und erwartungsvoll

kamen sie insgesammt nach dem Schlafgemach: Octavia, Claudia, Lucilia, Cornelia, Quintus und Cajus Aurelius, der sich heute, nachdem die große politische Umwälzung als vollbracht anzusehen war, völlig frei gemacht hatte und schon seit Früh im Haus der Geliebten weilte. Mit ihnen aber, die da allesammt zur Familie gehörten, schritt — zur Ueberraschung der ehrlichen Baucis — auch ein Fremdling, ein rodumnensischer Ritter, der bis zur Stunde niemals die Schwelle des oberpriesterlichen Hauses betreten hatte, unser wackerer Freund Cnejus Afranius, der Rechtsgelehrte. Die Augen Lucilia's, die inmitten all' der Beklemmung wie von der Ahnung künftigen Glückes funkelten, wenn sie denen des theuren Mannes begegneten, hätten die alte Baucis belehren können, daß dieser unvorhergesehene Gast doch nicht so ganz ohne Berechtigung hier verweilte, ja, daß zwischen den beiden Menschenkindern Dinge vorgegangen sein mußten, die für das Schicksal des Afranius sowohl, wie für das der einst so übermüthigen und jetzt so weiblich zaghaften Jungfrau von höchster Bedeutung waren. Bescheidentlich hielt sich Cnejus Afranius im Hintergrunde, als wolle er einstweilen die befremdlichen Zweifel der alten Sclavin noch gelten lassen.

Palämon empfing die Gesellschaft mit jenem Lächeln, das die Angehörigen eines Kranken mit neuem Leben durchrieselt.

»Nur gelassen!« wehrte er, da Lucilia und Quintus ihn mit Fragen bestürmten.

Mit einem Male erklang es vom Bette her wie ein schwerer Seufzer. Titus Claudius setzte sich auf und maß die Gesellschaft mit großen, leuchtenden Augen.

»Du bist es!« sprach er vor Aufregung zitternd. »Quintus, mein Sohn, mein Abgott!«

»Vater!« schrie Quintus hell auf. Dann sank er ihm laut schluchzend in die bebenden Arme.

»War's eine Täuschung des Fiebers,« fragte der Priester, nachdem der erste Sturm sich gelegt hatte, »oder vernahm ich's im Ernste? Du, Cajus Aurelius, hättest meinen Quintus befreit?«

»Herr, Du sagst es,« versetzte der Bataver.

»Wie vermochtest Du das? Hast Du ihm Gnade erwirkt? Gelang Dir, was uns Allen mißglückte: das Herz des Kaisers zu rühren?«

»Domitianus ist todt,« sagte der Bataver feierlich. »Ehe sein Thron noch gestürzt war, sank er von Mörderhand. Nerva aber, der neue Cäsar, ist unschuldig am vergossenen Blute. Er, der Milde, Gerechte, befahl mir, die Fesseln der Nazarener zu sprengen. Mit Aufbietung aller Kräfte sind wir vom Strande Galliens nach Rom geeilt. Die Götter wollten's, daß wir noch rechtzeitig eintrafen, um deinen Quintus und die edle Cornelia zu retten. Das Gesetz, das sie schuldig sprach, ist getilgt.«

Regungslos hatte der Oberpriester ihm zugehört. Palämon trat, voll ängstlicher Sorge, zum Bett heran, um dies Zwiegespräch abzuschneiden.

»Nicht doch, mein Freund!« sagte Titus Claudius mit dankbarem Lächeln. »Du hast Nichts zu befürchten. Neues Leben strömt mir durch alle Adern. Nur die Ungewißheit drückt mich zu Boden: die Wahrheit wird mich emporrichten. Laß diesen Jüngling erzählen, was sich ereignet hat! Domitianus todt! Nerva Kaiser! Die Nazarener befreit —! Ich glaube zu träumen!«

Aurelius erzählte. Mit beiden Händen das Haupt seines Sohnes umklammernd, hörte Titus Claudius ihm zu. Was ihn bei dem Berichte des Batavers auch erschüttern mochte: der Eine Gedanke, vor dem Entsetzlichsten bewahrt worden zu sein, ohne sich selbst eine Schuld vorwerfen zu müssen, ohne die Pflicht als Staatsbürger und Beamter des Reiches verletzt zu haben, trug über all' die wechselnden Gefühle den Sieg davon. Immer und immer wieder kehrte sein Auge zu dem glückstrahlenden Antlitz des Jünglings zurück, des Verlorengeglaubten, den er nun leibhaftig umschlungen hielt. Alle Erwägungen gingen unter in dem Strome der ach! so lange zurückgedrängten Vaterliebe.

»Die Götter haben's gewollt!« sagte er wehmüthig, als Aurelius geendet hatte. »Ich freilich kann des Amtes, das Domitian mir verliehn, unter den Gegnern des Ermordeten fürder nicht walten. Aber ich beuge mich der Macht der Ereignisse. Was bis zur Stunde Verrath gewesen, wird von jetzt ab Gesetz. Ich bin ein schwacher, sterblicher Mensch. Ich vermesse mich nicht, hier zu

urtheilen. Ich erstaune und schweige. Wo die größere Kraft der Ueberzeugung, des Wollens und Könnens ist, da ist vielleicht auch das Recht... Ein so ernstes Räthsel wird nur von den Göttern gelöst. So laßt denn das erste Wort, das ich nach diesen Tagen des Schreckens und der Qual zu Euch rede, ein Wort der Versöhnung sein. Cajus Aurelius, Du besitzest das Herz meiner Tochter. Wohlan! Sie werde dein Weib! Ich will euer Glück nicht zertrümmern. Ihr Alle habt genug gelitten um meinetwillen.«

Diesmal machte Palämon die volle Autorität seines Amtes geltend. Er drängte den jungen Bataver und die glückselige Claudia fast gewaltsam vom Lager hinweg.

»Verzeiht mir,« sagte er, »aber es geht nicht, — bei allen Göttern! Er benöthigt der Ruhe. Nur seinen Quintus wollt' ich ihm zeigen, — als beste Heilung für das kranke Gemüth. Dem edlen Eidam wird er noch frühe genug die Hand schütteln.«

Die Familie zog sich zurück.

»Und wir?« fragte Lucilia, da Afranius strahlend an ihre Seite trat.

»Geduld, o Königin!« versetzte der Rechtsgelehrte. »Was zuerst geblüht hat, muß zuerst reifen. Laß ihn genesen und das Erlebte in Ruhe verarbeiten. Auch unsere Stunde wird schlagen!«

Lucilia nickte. Claudia umschlang die Schwester und küßte sie leidenschaftlich.

Quintus war der Letzte, der das Zimmer verließ. Titus Claudius schaute ihm verkärten Angesichts nach. Dann hob er den Blick gen Himmel, seufzte aus tiefster Brust und schloß langsam die Augen. Er war völlig erschöpft. Nach kurzer Frist sank er wieder in Schlaf, und das noch immer erregte Gehirn spann mit erneuter Lebhaftigkeit seine farbigen Traumbilder. Aber es waren diesmal keine Dämonen, die ihn umschwebten, sondern freundliche Genien, — und durch rosige Duftwolken schweifte sein Blick in die sonnbeglänzten Regionen des Friedens und der Erlösung.

Freundliche Genien, den Frieden und die Erlösung verkündend, umschwebten auch die große Dulderin Roma. Am folgenden Tage, zwei Stunden nach Sonnenaufgang, hielt Marcus Coccejus Nerva unter dem begeisterten Jubel des Volkes seinen festlichen Einzug, — und ehe die Sonne zum zweiten Male in's Meer gesunken, hatte sich jener welthistorische Act vollzogen, der dem römischen Staat auf lange Jahre hinaus die Wohlthaten der Freiheit und der Gerechtigkeit sichern sollte: der greise Imperator hatte, um für den Fall seines Hinscheidens das Weltreich nicht erneuten Erschütterungen preiszugeben, den Hispanier Ulpius Trajanus in feierlicher Senatsversammlung an Sohnesstatt angenommen und mit Einwilligung der hohen Körperschaft zu seinem dereinstigen Nachfolger in der Würde des römischen Kaisers ernannt.

»Ich weiß, mein geliebter Sohn,« so hatte der Imperator gesprochen, »Du wirst dieses Geschenk der Liebe

aus den Händen des greisen Nerva, und diese Gabe der höchsten Ehre aus den Händen des Senats und des römischen Volkes mit dankerfülltem Herzen entgegennehmen. Du wirst nicht hoffärtig werden im Besitze der Macht, wie Du nicht knechtisch geworden, da Du als Opfer der guten Sache jedem Mißgeschick ausgesetzt warst. Du wirst Dich niemals von Schmeichlern bethören lassen, denn Du selbst hast niemals schmeicheln gelernt. Du wirst anerkennen, daß all' deine Macht und Hohheit aus dem Willen des Volkes hervorgegangen; daß Du nur herrschest, weil das Vaterland Dir also befiehlt; daß Du nicht der Tyrann, sondern der erste Diener des Staates bist.«

So hatte Nerva geredet, und im heiligen Gefühle der Pflicht hatte Ulpius Trajanus das Haupt gesenkt und die verantwortungsreiche Würde auf sich genommen, — Ulpius Trajanus, der edle, maßvolle und gerechte Mann, den die künftigen Annalen der Weltgeschichte mit beispielloser Einstimmigkeit als den besten bezeichnen sollten unter allen römischen Imperatoren.

Um dieselbe Stunde, da Marcus Coccejus Nerva mit Ulpius Trajanus von der Höhe des Capitols nach den Gemächern des Palatiums zurückkehrte, verließen zwei Männer einsam und in schlichter Gewandung das Weichbild des Siebenhügelstadt.

Der Eine von ihnen, der Isispriester Barbillus, entwich in schlau gewählter Verkleidung nach Antium, wo ein Helfershelfer mit dem, was in der Eile an

Schätzen zusammengerafft worden war, auf ihn wartete. Von dort gedachte er nach Alexandria in Aegypten zu segeln, und so dem Zorn des allmächtigen Cornelius Cinna, der jetzt im Palatium neben Coccejus Nerva der Erste war, zu entgehen. Das Schiff scheiterte, und acht Tage später ward der Leichnam des großen Zauberkünstlers zu Messana an's Land geschwemmt.

Der andere der beiden Männer, Eurymachus, der ehemalige Sclave des Stephanus, nahm die Richtung nach Ostia. Die Massilierin Lykoris, die urplötzlich allem Glanz und allem Luxus entsagt und die Taufe empfangen hatte, war dem Quintus Claudius zuvorgekommen: sie hatte den Eurymachus von den Erben des Stephanus freigekauft und ihn ausgerüstet für eine Reise nach Gallien. So zog er denn nach so vielen Kämpfen und Prüfungen mit erneutem Lebensmuthe von dannen, um als Apostel die nazarenische Lehre weiter hinauszutragen bis zu den fernsten Marken des Weltreichs.

Ende des dritten und letzten Bandes.

Anmerkungen zum dritten Bande.

S. **1.** Rauchkäse. Vgl. Mart. Ep. XI, 52; XIII, 32. — Der beste Rauchkäse war der velabrische, so genannt nach Velabrum, einer Gegend zwischen dem capitolinischen, palatinischen und aventinischen Hügel.

S. **2.** Metapontum, auch Metapontium (*Μεταπόντιον*), griechische Stadt am tarentinischen Meerbusen — jetzt bis auf die Reste eines dorischen Tempels (la Tavola de' Paladini) verschwunden. Schon zur Zeit unserer Geschichte war die einst so berühmte Stadt im Verfall begriffen.

S. **3.** Cyrenaica, Landschaft an der Nordküste Afrika's; die jetzige Hochebene von Barka.

S. **8.** Bis man die Charybdis zum Entern gebracht hätte. — Die Enterhaken (corvi, manus ferreae) waren eine Erfindung des Duilius. Vgl. Front. II, 3, 24; Flor. II, 2. Wenn die corvi das feindliche Schiff gepackt hatten, warf man Brücken über die Haken. An der Herbeiführung dieses Nahkampfes hatte selbstverständlich diejenige Partei ein Interesse, die sich im Punkte der Kriegstüchtigkeit überlegen, im Punkte der Manövrirkunst jedoch schwächer glaubte. So die Römer im Kampfe mit den Karthagern.

S. **12.** Oder ein Seeräuber.... Trotz aller energischen Maßregeln gegen die namentlich von den Illyriern, Kilikiern und Isauriern geübte Seeräuberei war das Piratenthum auf dem

mittelländischen Meere selbst zur Zeit Domitians noch nicht vollständig ausgestorben.

S. 13. Ligurien. Die Ligurier wohnten an der heutigen Riviera zwischen Marseille und Pisa. Unter den Kaisern wurde der Begriff Liguria auf das heutige Nizza, Genua, das südliche Piemont und den westlichen Theil von Parma und Piacenza beschränkt.

S. 14. Dann, mit der linken Hand rudernd, ergriff er mit der rechten behutsam das Beil und zerhieb . . . mit drei, vier wuchtigen Streichen die Taue, durch die das Steuerruder bewegt wurde. Diese tollkühne Art, ein feindliches Schiff kampfunfähig zu machen, war keine Seltenheit. Die zweischneidige Axt, deren man sich zum Zerhauen der Steuertaue bediente, hieß bipennis.

S. 15. Sollte es anders sein mit dem Staatsschiffe? Der Vergleich des Staatswesens mit einem Schiffe war den Römern geläufig. Vergl. die allbekannte Ode des Horaz »Ad rem publicam« (I, 14): O navis, referent in mare te novi fluctus . .

S. 16. Planasia und Ilva, jetzt Pianosa und Elba.
Athenopolis, das heutige S. Trobez.
Olbia, das heutige Hyères.
Rhodanus, die heutige Rhône.

S. 29. Savo, das heutige Savona an der Riviera.
Albium Ingaunum, das heutige Albenga, südwestlich von Savona.

S. 30. Es führe schon um deiner schönheitsberühmten Schwester willen nach Gallien. Die Frauen Marseille's und mehr noch die des benachbarten Arles zeichnen sich noch heute durch ihre an den Typus des hellenischen Frauenideals erinnernde Schönheit aus.

S. **31.** Rosenduftiger Sprühregen. Diese köstliche Abkühlung, die bei den Reichen und Großen nicht selten war, hieß sparsio (Besprengung). Auch im Theater 2c. wurden die Zuschauer an besonders heißen Tagen durch solche sparsiones erquickt.

S. **32.** Paphos (Πάφος, genauer Παλαίπαφος, Alt-Paphos, zum Unterschiede von Πάφος νέα, Neu-Paphos), Stadt auf Cypern, Hauptsitz des Aphrodite-Cultus. Hier sollte die Schaumgeborne dem Meere entstiegen sein. Vergl. Hor. Od. I, 30; III, 28 2c.

Citirte den weltberühmten Vers des Catull: »Laß uns leben, meine Lesbia, laß uns lieben!« Vergl. Cat. V, 1: Vivamus, mea Lesbia, atque amemus!

Er pflückt das Heute, wie Flaccus befiehlt. Vergl. Hor. Od. I, 11,8. Der Ausdruck »er pflückt das Heute« ist eine wörtliche Uebersetzung des dort gebrauchten »carpe diem«, — ebenso wie die Wendung: »und kümmert sich keinen Augenblick um die Zukunft« dem Horazischen »quam minimum credula postero« entspricht.

S. **34.** Der mamertinische Kerker. Staatsgefängniß in Rom war der Carcer Mamertinus am Fuße des Capitols, — noch jetzt im Wesentlichen erhalten.

S. **35.** Tullianum, eine Abtheilung des mamertinischen Kerkers, so genannt nach dem Könige Servius Tullius, der das Gefängniß erbaut haben soll. Im Tullianum waren die Catilinarier hingerichtet worden.

S. **36.** Die steingemauerte Bettstatt. Steingemauerte Bettstätten waren auch in Privathäusern nicht ungewöhnlich, wie dieß namentlich aus zahlreichen Beispielen in den Häusern Pompeji's hervorgeht.

S. **41.** Amphora, ein auf beiden Seiten mit Handhaben versehenes Gefäß, meist aus Thon gefertigt, zuweilen aus Glas, unten spitz zulaufend. Mit dieser Spitze wurde die Amphora in die

weiche Erde oder in die eigens hierzu bestimmten Löcher des Schänktisches (abacus) gesteckt. Hier ist die Vertiefung zum Feststecken der Amphora in den Steinplatten des Bodens zu denken.

S. **47**. Die Henkersknechte. Das Gewerbe der Henkersknechte (carnifices), denen die Hinrichtung der Sclaven und der Fremdlinge oblag (verurtheilte Bürger wurden von den Lictoren getödtet), war unter allen das am meisten verachtete.

Hast Du den Galgen geküßt . . . Titus Claudius meint das Kreuz, das für den gebildeten Römer nichts Besseres war, als für uns die Guillotine.

S. **48**. Bis dahin bleibst Du in meiner Wohnung in Haft, ehrenvoll, wie es dem Glanz deines Namens gebührt. Für Angeklagte von Stand gab es die Einrichtung der sogenannten libera custodia, der freien Bewachung im Hause eines vornehmen Bürgers.

S. **61**. Der Aufsichtsrath der Pontifices. Die Pontifices waren ein Priestercollegium, das die Angelegenheiten der Religion und des Cultus von Staatswegen überwachte. Unter Sulla betrug ihre Zahl fünfzehn; die Kaiser vermehrten oder verminderten sie nach Gutdünken. An der Spitze des Collegiums stand der Oberste der Pontifices, der Pontifex maximus. In der Kaiserzeit war das Staatsoberhaupt *eo ipso* auch Pontifex maximus. Ganz besonders lag den Pontifices die Beaufsichtigung des Ritualwesens ob.

S. **62**. Ein Herold gebot Schweigen. Der Herold (praeco) pflegte der Menge zuzurufen: »Favete linguis!«

Weiheguß. Der Guß, mit welchem das Opferthier vor der Tödtung geweiht wurde, hieß immolatio.

S. **75**. Eure Dichter preisen die Zähigkeit als das Glorreichste. Vergl. z. B. das bekannte »Justum ac *tenacem* etc. (Hor. Od., III, 3.)

S. 76. Silen (Silenus, *Σειληνός*), Sohn des Hermes und einer Nymphe, ständiger Begleiter des Bacchus. »Er ist die besondere Gestalt eines älteren Satyrs, ein stets trunkener, heiterer und gemüthlicher Alter mit einer Glatze und stumpfer Nase, fett und rund wie ein Weinschlauch. Vom Weinschlauch ist er unzertrennlich. Die eigenen Füße vermögen ihn selten zu tragen; er reitet gewöhnlich auf einem Esel oder wird von Satyrn geführt und gestützt. Außer dem Wein ist Musik und Gesang seine Freude.« Einen Tempel hatte Silen zu Elis.

S. 84. Du siehst, wackerer Freund, wie sehr Domitianus zur Milde neigt. Vergl. die Anm. zu Bd. II, S. 80.

S. 89. Auf dem Umwege vom Circus Maximus her. Der Circus Maximus lag südwestlich, der Carcer Mamertinus nordöstlich vom Mons Palatinus.

S. 90. Unter dem Brustgürtel. Der Brustgürtel (mamillare) vertrat bei den römischen Damen die Stelle des modernen Corsets.

Bryonia (»die Zaunrübe«). Von solchen gewerbsmäßigen Giftmischerinnen wird uns mehrfach berichtet. Vornehmlich berüchtigt war Locusta (»die Heuschrecke«), eine Zeitgenossin und Helfershelferin des Kaisers Nero. Vergl. Suet. Ner. 33; Tac. Ann. XXII, 66; Juv. Sat. I, 71. Unsere Bryonia ist nicht historisch.

S. 105. Amathusia, Beiname der Aphrodite, von der Stadt Amathus auf der Südküste von Cypern, wo sich ein berühmter Tempel der Göttin befand.

S. 106. Den Weinstock mit dem Ulmenstamm zu vermälen. Beliebte Wendung, um die idyllische Thätigkeit des Landlebens zu charakterisiren. Vergl. Hor. Epod. II, 9; Od. IV, 5, 30.

S. 107. Zerlege-Messer. Die Speisen wurden gewöhnlich im Triclinium von einem eigens hierzu bestellten Sclaven (scissor)

zertheilt, worauf der Vorkoster (praegustator) dieselben zu versuchen pflegte, um die Gesellschaft gegen Vergiftung sicher zu stellen.

S. 108. Parthenius, geleite mich zum nächsten Altane. Vorbauten (Altane, Balkone, Erker) waren dem Alterthume nicht fremd. Vergl. u. A. das berühmte Erkerhaus in Pompeji.

S. 113. Municipium. Municipes, d. h. Antheilnehmer, hießen ursprünglich die Bewohner derjenigen Städte, welche mit Rom im Verhältnisse der engsten Bundesgenossenschaft standen, wie z. B. Tusculum, Formiä, Lanuvium. Später dehnte sich die Bezeichnung auf sämmtliche Städte Italiens aus, dergestalt, daß nunmehr jede römische Landstadt municipium hieß. Noch später erstreckte sich die Bezeichnung auf sämmtliche Städte des Reiches. Wir gebrauchen das Wort municipium hier im uneigentlichen Sinne, geradezu für das deutsche »Landstädtchen«, denn die Erhebung sämmtlicher Städte des Reiches zu Municipien fällt einige Jahrzehnte nach der Regierungszeit Domitians. Was hier über die Bedeutung Rodumna's gesagt wird, läßt sich aus den alten Schriftstellern nicht belegen.

S. 114. Decetia, das heutige Decize.

Noviodunum, das heutige Nevers.

An den Iden des Monats Februar. Idus (von dem etruskischen iduare = theilen; vergl. div—idere) hieß die Mitte des Monats. Im März, Mai, Juni und October der 15., in den übrigen Monaten der 13. Tag.

S. 115. Lilybäum, Stadt an der Westspitze Siciliens, das heutige Marsala.

Vesontio, das heutige Besançon.

Argentoratum, das heutige Straßburg im Elsaß.

Opimische Weinkrüge, soviel wie Weinkrüge alter Jahrgänge, Krüge mit Weinen, die unter dem Consul Lucius Opi-

mius (633 nach Erbauung der Stadt) gekeltert worden. Vergl. Cic. Brut. 83, 287; Vell. II, 7.

S. **116**. Rhätien (Rhaetia) umfaßte Theile des heutigen Tyrol, Ober-Baierns und der Schweiz.

S. **118**. Pindar (*Πίνδαρος*), griechischer Lyriker, geb. zu Theben 522 v. Chr. Dichtete vorzugsweise Epinikien, d. h. Festlieder zur Verherrlichung der Sieger bei den griechischen Nationalspielen.

Kaiserliche Verführungsspione. Ueber solche agents provocateurs vergl. Epict. Diss. IV, 13, 5: »Durch ihr voreiliges Vertrauen lassen sich unbedachte Leute in Rom von den Soldaten fangen. Ein Soldat in Civil setzt sich neben Dich und beginnt auf den Kaiser zu lästern. Du aber glaubst, der Umstand, daß er so mit dem Lästern angefangen, gäbe Dir eine Bürgschaft für seine Zuverlässigkeit. Nun sprichst auch Du deine Gedanken aus und wirst alsdann in Ketten gelegt und in's Gefängniß geworfen.«

S. **120**. Ihr wißt, daß eine der drei hier stationirten Legionen zu den Truppen gehörte, die ich damals im Feldzuge am Rhein gegen die Germanen befehligte. Ueber den Feldzug Trajan's am Rhein vergl. Plin. Paneg. 14. Einige Ausdrücke der dort gegebenen Schilderung sind hier wörtlich herübergenommen.

S. **123**. Proprätor. Augustus theilte sämmtliche Provinzen des Reiches in zwei Kategorien: in kaiserliche und senatorische. Die Verwaltung der ersteren übernahm er selbst, die der letzteren gab er dem Senate anheim. »Für sich hatte er die in irgend einer Weise schwierigen ausgewählt, sei es, daß die Einwohner noch nicht beruhigt waren oder daß kriegerische Nachbarn mit Einfällen drohten; der Senat bekam dagegen die friedlichen. Scheinbar lagen also die Dinge so, daß er dem Senate die besten und einträglichsten gewährte, indeß er selber nur Sorge und Gefahr übernahm: in Wahrheit aber machte er den Senat waffenlos und behielt für sich

allein das Heer. Nur eine einzige senatorische Provinz (Afrika) erhielt eine, und späterhin zwei Legionen. Die Statthalter der senatorischen Provinzen zerfielen in zwei Kategorien. Afrika und Asien erhielten nach Entscheidung des Senats ehemalige Consuln zur Verwaltung. Die übrigen Senatsprovinzen wurden prätorischen Männern übergeben, doch ebenfalls mit dem Titel Proconsules. Die Statthalter der kaiserlichen Provinzen hießen dagegen, mochten sie immerhin auch schon Consuln gewesen sein, Proprätores, zur Bezeichnung, daß sie Heere commandirten (praeire). Diese Proprätoren (legati Caesaris pro praet. cons. pot.) verwalteten im Unterschied von den senatorischen Proconsuln ihr Amt länger als ein Jahr, wodurch den Provinzialen eine große pecuniäre Erleichterung erwuchs.« — Das lugdunensische Gallien gehörte zu den kaiserlichen Provinzen, besaß demgemäß einen Proprätor und eine größere Garnison.

S. 124. Er hob hervor, daß Du damals an der Spitze deiner Legionen ... niemals ehrgeizige Pläne geschmiedet. Vergl. Plin. Paneg. 14, wo die Vermuthung ausgesprochen wird, Domitian habe damals doch wohl vor seinem siegreichen Feldherrn Trajan »eine gewisse Furcht« gehegt.

S. 125. Wachen und Ehrenposten. Ein kaiserlicher Proprätor hatte das Anrecht auf sechs Lictoren.

Den Cäsar Domitianus vor dem Senate des Hochverraths anzuklagen. Der Senat hatte das allerdings beinahe nur theoretische Recht, die Imperatoren ein- und abzusetzen.

S. 130. Und stellen den alten, herrlichen Freistaat des Cincinnatus und des Regulus wieder her. Die Opposition unter den Imperatoren der ersten Jahrhunderte trug einen wesentlich republikanischen Charakter, der sich auch vielfach in der zeitgenössischen Literatur geltend machte.

S. 131. Am sechsten Tage nach den Kalenden. Kalendae (von kalare, ausrufen) hieß der erste Tag jedes Monats. Ursprüng-

lich wurde der Monatsanfang nach dem Neumond bestimmt. Von einem eigens dazu erbauten Hause auf dem capitolinischen Hügel (Curia Calabra) mußte ein Beamter, später der Pontifex Maximus, den Neumond ausrufen. Die Tage der zweiten Monatshälfte wurden nun derart berechnet, daß man sie als »vor den Kalenden« des folgenden Monats bezeichnete; also beispielsweise hieß der 24. März »der 9. Tag vor den Kalenden des April«. (Man rechnete den Tag, von welchem man zählte, und den, bis zu welchem man zählte, bei der Numerirung mit.) Die hier von uns gebrauchte Wendung »am sechsten Tage nach den Kalenden« entspricht keiner wörtlich-identischen lateinischen Wendung.

S. 132. Dreihundert Löwen. »Am meisten« — sagt Friedländer — »erstaunt man über die Zahlen sowohl der Thiere von Einer Gattung, als die Gesammtzahlen der verschiedenen, die bei einzelnen großen Schauspielen in Rom zusammengebracht worden sein sollen. Diese Zahlen klingen unglaublich; freilich ist nicht zu vergessen, daß gerade die Gattungen der großen Thiere innerhalb zweier Jahrtausende eine ungeheuere, schwer zu bemessende Abnahme erlitten haben. Ohne Zweifel ist auch die Bemerkung Dio's richtig, daß alle solche Zahlen übertrieben sind; aber sie bleiben auch noch nach großen Abzügen, ja wenn man sie auf die Hälfte herabsetzt, enorm. In dieser Beziehung sind die Spiele des Pompejus und Cäsar nicht nur nicht übertroffen, sondern auch nicht erreicht worden. Bei den ersten sah man angeblich 17 oder 18 Elephanten, 500 oder 600 Löwen, 410 andere afrikanische Thiere; bei den letztern 400 Löwen und 40 Elephanten. Doch daß 100 und selbst 200, ja 300 Löwen, 300, 400, 500 Bären, ebensoviel afrikanische Thiere bei einem einzigen Schauspiel gezeigt oder gehetzt wurden — solche Angaben (und von gemeinen Thiergattungen zum Theil noch höhere) sind bei den Geschichtsschreibern der Kaiserzeit nichts weniger als selten. Mit den Thieren, die damals in Rom zu einem einzigen großen Fest zusammengebracht waren, könnte man gegenwärtig alle zoologischen Gärten Europa's auf's Reichste versorgen. Nach der eigenen Angabe August's, der »an der unzähligen Menge

und unbekannten Gestalt der Thiere« besondere Freude hatte, wurden in den von ihm gegebenen 26 Schauspielen an afrikanischen Thieren allein ungefähr 3500 erlegt. Bei dem hunderttägigen Fest, das Titus zur Einweihungsfeier des Flavischen Amphitheaters im Jahre 80 gab, sollen an einem Tage 5000 wilde Thiere aller Art gezeigt, im Ganzen 9000 zahme und wilde getödtet worden sein.«

Des vierten Festtages. Die Säcularspiele hatten, so viel uns darüber berichtet wird, in der Regel nur drei Festtage; Nichts hindert jedoch die Unterstellung, daß Domitian kraft seiner souveränen Willkür eine Ausnahme gemacht haben könne.

Kommt heran, um zu schauen, was Keiner von Euch jemals gesehen hat, noch je wieder sehen wird! Lateinisch: ... quod nunquam quisquam spectasset nec spectaturus esset.

S. 133. Stibium, ein vielgebrauchtes Toilettenmittel der römischen Damenwelt, — ein Pulver aus geröstetem Spießglaserz. Noch jetzt bei den Orientalen unter dem Namen Surmé bekannt.

Der Festzug vom Capitol. Die Säcularspiele begannen mit einem Festzuge (pompa geheißen), dessen Verlauf der hier gegebenen Schilderung entsprach. An den Festzug schlossen sich die Wettrennen im Circus Maximus. Diese spielten jedoch gemeinhin eine größere Rolle als in unserer Erzählung, wo sie mehr als Introduction behandelt sind.

S. 136. Der Consul Flavius Clemens. Vergl. die Anm. zu Bd. I, S. 76. — Den Untergang dieses (historischen) Flavius Clemens hat Pyat zum Gegenstand einer kleinen — im Colorit leider verfehlten — Novellette gemacht, aus der wir einige Grundzüge für unsere Erzählung benutzt haben. Ueber die Beziehungen des Flavius Clemens zum Christenthume berichten Dio Cassius (LXVII, 14) und Sueton (Dom. 15).

S. 142. Die sogenannten *tesserae*, die elfenbeinernen Eintrittstafeln. Solche Eintrittsmarken (auch thönerne und metal-

lene) sind bei den Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte in nicht geringer Menge gefunden worden.

Der Platz-Zeiger (designator) entspricht unserem Logenschließer.

Sie ließen sich auf die Polster nieder, die der Sclave ihnen nachgetragen. Die Sitzreihen bestanden aus Marmorquadern, die während der Dauer des Schauspiels mit den Polstern und Ehrensitzen (bisellia) bedeckt wurden.

Die frisch aufgewalkte Toga. Bei den öffentlichen Schauspielen erschien Alles in höchster Gala. Wer nur Eine Toga besaß, schickte dieselbe vor der Festlichkeit zu dem Walker (fullo), um sie reinigen, kämmen und glätten zu lassen. Die Arbeiten der Walker sind sehr anschaulich dargestellt auf den Bildern einer im Jahre 1826 zu Pompeji ausgegrabenen Walkerwerkstatt. Vergl. auch die Anm. zu Bd. II, S. 191.

S. 143. Das Podium, das für die Senatoren bestimmt war. Die Senatoren hatten bei allen öffentlichen Schauspielen besondere Ehrenplätze.

Die weihevollen Gewänder verhüllten gar manches gebrochene Gelübde. Ueber die gebrochenen Gelübde der Vestalinnen vergl. Suet. Dom. 8. — Wenn die Sache herauskam, verfuhr die Regierung des Domitian strenger gegen die Sünderin, als die des Vitellius und des Titus, und zwar steigerte sich diese Strenge mit jedem wiederkehrenden Falle. Den Vestalinnen Ocellata und Varonilla wurde die Wahl ihres Todes freigestellt, ihre Verführer aber in die Verbannung geschickt. Später dagegen ließ Domitian die Vestalin Cornelia lebendig begraben und ihre Liebhaber — denn sie hatte deren mehrere — auf dem Comitium zu Tode prügeln. — Hiermit im Widerspruch steht die (vielleicht unechte) Bemerkung des Dio Cassius (LXVII, 3), wonach Domitianus sich Etwas darauf zu Gute gethan hätte, daß er die des Umgangs mit Männern überwiesenen Vestalinnen nicht lebendig begraben, sondern eines minder grausamen Todes sterben ließ.

S. 144. Pulvinar. Hier hat man sich unter dem Pulvinar einen divanartigen Prunksitz vorzustellen. Vergl. Suet. A. 45, sowie die Anmerkung zu Bd. II, S. 211.

Das ungeheure Segeltuch, das, von fünfzig Mastbäumen gehalten . . . Die steinernen Oesen, in denen diese Mastbäume befestigt waren, sind heute noch an den Ringmauern des Colosseums vorhanden.

Tauromenium, Stadt an der östlichen Küste Siciliens, jetzt Taormina.

Der zehnte oder zwölfte Platz, von Dir aus gerechnet. Unsere Erzählung läßt hier, wie dies im Circus üblich war, beide Geschlechter bunt durcheinander sitzen. Für gewöhnlich hatten die Frauen bei den Vorstellungen der Amphitheater abgesonderte Plätze. Unsere Licenz läßt sich um so leichter rechtfertigen, als die Bestimmungen über die Plätze im Theater niemals mit voller Strictheit durchgeführt wurden, und so insbesondere immer die Klage wiederkehrt, daß sich Unberechtigte zu den Plätzen der Ritter herandrängen.

Rhegium, Stadt an der Südspitze der italischen Halbinsel, im Lande der Bruttier; jetzt Reggio.

S. 147. Der den Erdball mit dem Zucken der Wimper bewegte. Vergl. Hor. Od. III, 1, V. 8: »cuncta supercilio moventis.« Die Worte beziehen sich dort auf Jupiter; die Schmeichler des Domitian aber, insbesondere Martial, wurden nicht müde, den Imperator als zweiten Jupiter zu vergöttern. Vergl. Mart. Ep. V, 6, V. 9 u. v. a.

Ave, Caesar! oder Ave, Imperator! (= Heil Dir, o Kaiser!) Mit diesen Worten begrüßte man den Imperator bei seinem öffentlichen Erscheinen, worauf der Kaiser dann wohl erwiderte: Avete vos! (Seid auch Ihr mir gegrüßt!) Das Wort: Ave! (Sei gegrüßt! Sei gesegnet!) war auch sonst beim Kommen und beim Abschied gebräuchlich.

Der Platz zur Linken blieb frei. Er wäre für Titus Claudius Mucianus bestimmt gewesen. Der

Flamen Dialis nahm bei den öffentlichen Spielen von Amtswegen den Platz zur linken Seite des Kaisers ein. Vergl. Suet. Dom. 4: »Neben ihm saß der Priester des Zeus.«

S. 148. Heil Dir, Cäsar, die Todgeweihten begrüßen Dich! — Wörtliche Uebersetzung der Formel: »Ave, Caesar, morituri te salutant!« mit welcher die zum Kampfe bestimmten Gladiatoren dem Herrscher zu huldigen pflegten.

S. 149. Die Nachbarschaft ihrer liebegirrenden Cavaliere. Vergl. die Anm. auf der vorigen Seite zu »Der zehnte oder zwölfte Platz von Dir aus gerechnet«. — Die hier erwähnten Vorschriften des Ovid finden sich in der Ars amandi I, 135 ff. Anderwärts (Amores III, 2) gibt uns derselbe Dichter Beispiele einer »liebegirrenden« Conversation mit der schönen Nachbarin.

S. 150. Die Daumen nach abwärts: das besagte den Tod. Vergl. die Anm. zu Bd. II, S. 176.

S. 153. Er hat! (Habet!) war der übliche Freudenruf des Publicums, wenn ein Stoß gehörig getroffen hatte.

Nachdem die Knechte den Sand der Rotunde etwas aufgeschüttelt . . . Vergl. Mart. Ep. II, 75, 5.

Nam duo de tenera puerilia corpora turba
Sanguineam rastris quae renovabat humum.

Ein Scheusal aus der Heerde der Vaterlandsfeinde. Der Ausdruck ist dem bekannten »sus de grege Epicuri« analog gebildet.

S. 157. Wann, wann wird dieses Bild sich erfüllen? Vielleicht ist die Bemerkung nicht überflüssig, daß Barbillus hier im Geiste das Bild des flavischen Amphitheaters erblickt, wie es sich späterhin im katholischen Rom gestaltete, — die gewaltige, pflanzenumwucherte Ruine des Colosseums mit dem einsamen Kreuz im grasbedeckten Oval der Arena. Die italienische Regierung hat dieses

Bild inzwischen wieder etwas modificirt, indem sie die Vegetation, die den Fortbestand der ehrwürdigen Ruine durch Begünstigung des Verwitterungsprocesses in Frage zu stellen schien, beseitigt hat — allerdings zum Nachtheile der malerischen Wirkung.

S. 158. Bis die Coena ihm für heute ein Ziel setzt. Wir nehmen hier an, daß die Spiele nur bis zu der (an diesen Tagen wohl ausnahmsweise etwas nach später verlegten) Hauptmahlzeit gedauert haben. Die Lustbarkeiten bei den Säcularfesten und ähnlichen Anlässen wurden indeß gewöhnlich auch die Nacht hindurch fortgesetzt.

S. 165. Ihr duftiges Haar. Man salbte das Haar mit kostbaren Essenzen, insbesondere mit einem Oele, das aus den Blüthen der indischen Narde (Nardus indica) bereitet wurde.

S. 174. Nach den unterirdischen Verließen des Amphitheaters gebracht. Das Meiste von dem, was wir bei unseren Schaubühnen als »hinter den Coulissen« bezeichnen würde, befand sich in den römischen Amphitheatern unter der Erde; insbesondere die Behältnisse für die wilden Thiere und die Verurtheilten. Die unterirdischen Räumlichkeiten des flavischen Amphitheaters sind noch heute zu sehen.

S. 179. Der Consul Flavius Clemens und seine edle Gemalin. — Die Gemalin des Consuls Flavius Clemens war gleichfalls eine Verwandte des Domitian. Sie hieß nach Dio Cassius (LXVII, 14) Flavia Domitilla. Diesem Geschichtsschreiber zufolge ward sie übrigens nicht zu den Bestien, sondern nur zur Verbannung nach Pandataria verurtheilt. Wie nahe Flavius Clemens ursprünglich der Person des Imperators gestanden, das geht aus dem Berichte des Sueton (Dom. 15) hervor, wo es heißt, der Kaiser habe die beiden Söhne seines Vetters Flavius Clemens, damals noch kleine Knaben, öffentlich zu seinen Nachfolgern bestimmt und deshalb, statt ihrer bisherigen Namen, dem einen den Namen

Vespasianus und dem andern den Namen Domitianus gegeben. Nach Sueton war übrigens das Nazarenerthum des Flavius Clemens nicht so klärlich erwiesen, wie unsere Erzählung es annimmt. Vergl. auch die Anmerkungen zu Bd. I, S. 76 und zu Bd. III, S. 136.

S. 193. Unwillig schüttelte der Cäsar das Haupt. Im Allgemeinen waren die Imperatoren bemüht, den öffentlich ausgesprochenen Wünschen des Volkes Rechnung zu tragen. Nur Domitian und einige Andere machten hier eine Ausnahme. So berichtet Sueton (Dom. 13), Domitian habe, als das Publicum bei den Kampfspielen des capitolinischen Jupiter um die Wiedereinsetzung des Palfurius Sura bat, der früher aus dem Senate gestoßen und jetzt als Redner gekrönt worden war, dasselbe nicht einmal einer Antwort gewürdigt, sondern die Rufer ohne Weiteres durch den Mund des Herolds zur Ruhe verwiesen. Die in unserer Erzählung — (Bd. I, S. 79) — geschilderte Nachgiebigkeit gegen das Circuspublicum, das die Zurückberufung der Kaiserin fordert, widerspricht diesem Charakterzug nicht, denn dort war der Imperator durch eine ausdrückliche Zusage gebunden.

S. 195. Bei dieser Gemüthsstimmung waren Gewaltmaßregeln Seitens des Imperators nicht ausgeschlossen. — Von solchen Gewaltthätigkeiten gegen das Publicum bei öffentlichen Festspielen gibt uns Dio Cass. LXVII, 8 ein drastisches Beispiel. Es erhob sich nämlich einst bei einer glänzenden Vorstellung im Circus ein furchtbares Unwetter. Der Sturm heulte, der Regen goß in Strömen herab. Niemand aber durfte den Schauplatz verlassen, selbst nicht für kurze Zeit, um sich etwa einen Regenmantel zu holen. Der Kaiser selbst dagegen wechselte fortwährend das Obergewand. »Viele,« so schreibt Dio Cassius wörtlich, »erkrankten in Folge der Erkältung und starben.«

S. 196. Der Kampf eines dreizehnjährigen Mädchens mit einem winzigen Zwerge. Vgl. die Anm. zu Bd. I, S. 99. Ferner Dio Cass. LXVII, 8.

Da nun zum Schluß die Arena vollständig unter Wasser gesetzt und ein prachtvolles Seegefecht inscenirt wurde ... Die Seegefechte (Naumachien) wurden entweder in eigens hierzu gegrabenen Becken und Teichen oder auch in der Arena aufgeführt, die, vermöge der hochausgebildeten Technik der Römer gerade in Wasserkünsten, binnen wenigen Minuten überschwemmt werden konnten.

S. 199. Igilium, das heutige Giglio.

Alsium, südlich von Caere, alt-etrurische Stadt, späterhin römische Colonie, beliebter Vergnügungs- und Villen-Ort (vgl. Front. »De feriis Alsiensibus«, sowie Cic. Mil. 20; Ad fam. IX, 6), jetzt Palo. Einige Ruinen aus dem Alterthume sind noch vorhanden.

S. 200. Die Via Cassia führte zwischen der Via Flaminia und und der Via Aurelia nach dem mittleren Etrurien.

Clusium, das jetzige Chiusi, frühzeitig genannt als Residenz des Königs Porsena, zwischen dem Trasimenischen und dem Vulsinischen See.

Luna, Stadt im nördlichen Etrurien, unweit des jetzigen Carrara, römische Colonie.

Pisä, das heutige Pisa.

Rusellä, jetzt Rosella.

Forum Cassii, südlich vom Lacus Vulsiniensis (Lago di Bolsena).

S. 205. Begnügten sich mit der alten Klage, daß dem Soldatenstand Alles erlaubt sei, auch die muthwillige Störung der Nachtruhe. In einem Gedichte aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts wird unter anderen Vorzügen des Militärstandes besonders hervorgehoben, daß der Soldat sich manchen Uebermuth gegen den Nicht-Soldaten erlauben dürfe. (Vergl. Juv. Sat. XVI, 7—34.) Schlägt ein Soldat einen Civilisten — (togatus) —, so wagt dieser nicht nur nicht den Schlag zu

erwidern, sondern nicht einmal einen Proceß anzustrengen, denn vor den Militärgerichten, von denen die Vergehen der Soldaten bestraft werden, nimmt die ganze Cohorte für den Angeklagten Partei.

S. 214. In der That trug Stephanus, als er früh sein Bureau verließ, den linken Arm in der Binde. Vergl. Suet. Dom. 17.

S. 215. Diesen Augenblick wußte Stephanus zu benützen. Mit Blitzesschnelle zog er den Dolch und bohrte ihn dem Cäsar bis ans Heft in den Unterleib. Die hier gegebene Schilderung entspricht im Wesentlichen den Aufzeichnungen des Sueton und des Dio Cassius, nur mit dem Unterschiede, daß wir den jungen Sclaven, von welchem der Kaiser, dem Berichte Suetons zufolge, das Schwert heischt, mit den »herbei Eilenden«, die »der Verschwörung nicht theilhaftig« waren und den Stephanus niedermachten, identificiren. Die Ermordung Domitians, die wir aus inneren Gründen hier in den Monat April verlegen, fand historisch am 18. September statt.

S. 216. Phaëton... zu spät...! Du allein hast mir Treue bewahrt...! Diese Worte sind dem Berichte Suetons über das Ende Nero's (Ner. 49) entlehnt, wo der Centurio, der da beauftragt ist, den sterbenden Kaiser festzunehmen, von Mitleid übermannt wird und, indem er ihm den Mantel auf die tödtliche Wunde legt, sich so stellt, als ob er zu seiner Rettung käme.

Dieselben Männer, die bis dahin vor dem Tyrannen im Staube gelegen, überboten sich jetzt in Beweisen des Hasses und der Verachtung gegen den Todten. Vergl. Dio Cass. LXVIII, 1.

S. 217. Die zahlreichen Bildsäulen, die Domitian sich gesetzt hatte, sollten von den Sockeln geworfen, und seine Triumphbögen dem Erdboden gleich gemacht werden. Vergl. Dio Cass. a. a. O.

Das Denunciantenthum. Vergl. Dio Cass. a. a. O.: »Auch wurden Viele wegen fälschlicher Angebereien mit dem Tode bestraft.«

Unverzüglich für die Befreiung sämmtlicher Staatsgefangenen Sorge zu tragen, und zwar mit Einschluß der Nazarener. Vergl. Dio Cass. a. a. O.: »Nerva ließ die wegen Beleidigung der Majestät Angeklagten in Freiheit setzen und die Verbannten in ihre Heimat zurückkehren. Auch durfte Niemand wegen jüdischer Lebensweise (d. h. wegen Nazarenerthums) von irgend Wem vor Gericht gestellt werden.«

S. 221. Der greise Palämon, ein Freigelassener des Hauses, wohlerfahren in allen Geheimnissen der griechischen und römischen Heilkunde. Vergl. Anm. zu Bd. I, S. 123.

S. 222. Samischen Weines. Die Insel Samos unweit der kleinasiatischen Küste war seit Alters berühmt wegen ihrer köstlichen Weine.

Muth, mein Töchterchen! — Dieser vertrauliche Ton im Munde des Arztes darf nicht überraschen. Bereits früher — (vergl. die Anm. zu Bd. I, S. 130) — haben wir angedeutet, daß zwischen den älteren Dienern des Hauses und den Kindern eine Art Pietätsverhältniß obwaltete, ja, daß die ersteren sich nicht selten herausnahmen, die letzteren zurechtzuweisen und auszuzanken.

S. 229. Der greise Imperator hatte, um für den Fall seines Hinscheidens das Weltreich nicht erneuten Erschütterungen preiszugeben, den Hispanier Ulpius Trajanus in feierlicher Senatsversammlung an Sohnesstatt angenommen und mit Einwilligung der hohen Körperschaft zu seinem dereinstigen Nachfolger in der Würde des römischen Kaisers ernannt. Vgl. Dio Cass. LXVIII, 3. — In Wirklichkeit erfolgte diese Adoption und die damit verknüpfte Ernennung zum »Kronprinzen« (— »Caesar«

im engeren Sinne —) einige Zeit später, während Ulpius Trajanus als kaiserlicher Statthalter in Obergermanien verweilte.

S. **230**. Ulpius Trajanus . . ., den die künftigen Annalen der Weltgeschichte mit beispielloser Einstimmigkeit als den besten bezeichnen sollten unter allen römischen Imperatoren. Vergl. Dio Cass. LXVIII, 5: »Sein Charakter hatte nicht die leiseste Spur von Falschheit, Tücke oder Grausamkeit; er liebte die guten Bürger, behandelte sie achtungsvoll und zeichnete sie aus: nach den schlechten aber fragte er nicht.« — Ferner LXVIII, 6: »Er war durch Gerechtigkeitsliebe, Tapferkeit und Sitteneinfalt gleich ausgezeichnet . . . Er beneidete Keinen und versperrte Keinem die Bahn des Ruhmes; vielmehr ehrte und erhob er jedes Verdienst. Daher brauchte er Keinen zu fürchten. Verleumdern traute er nicht. Er vergriff sich weder an fremdem Gute, noch auch ließ er Unschuldige hinrichten.« — Ferner LXVIII, 16: »Wie er zum erstenmale dem neuen Befehlshaber der Prätorianer das Schwert überreichte, zog er dasselbe aus der Scheide, hielt es empor und sprach: »Nimm dies Schwert und gebrauche es, wenn ich gut regiere, für mich, wenn ich schlecht regiere, wider mich.« — Auch die Lobrede des mit dem neuen Kaiser befreundeten jüngeren Plinius läßt, trotz vieler Ueberschwänglichkeiten im Ausdruck, erkennen, daß sie von wirklicher Ueberzeugung getragen ist; zumal gewisse Thatsachen für sich selbst sprechen; so z. B. die gänzliche Umgestaltung des höfischen Ceremoniells. Ehedem — so meint Plinius — sei der Kaiserpalast eine Festung gewesen; unter Nerva und Trajan sei er zu einem öffentlichen Gebäude geworden. »Da gibt es keinen Riegel, keine Stufen der Demüthigung, und wenn man tausend Schwellen überschritten hat, begegnet man nicht stets von Neuem Umständlichkeiten und Hindernissen. Zu Trajan kommen wir nicht, wie dies bei früheren Imperatoren der Fall war, in Bestürzung und eilig, um nicht etwa durch unsere Verspätung in Lebensgefahr zu gerathen, sondern im Gefühle der Sicherheit, freudig und gerade wie's uns bequem ist. Hält uns irgend ein dringendes Geschäft zurück, so bedarf es bei Trajan nicht

einmal eines Wortes der Entschuldigung. Wenn wir Dich begrüßt haben, so stürzen wir nicht hastig hinweg. Wir verweilen, wir treiben uns gemüthlich herum, als ob der Palast uns gehöre, — derselbe Palast, den noch kürzlich jenes ruchlose Scheusal (Domitian) mit so vielen Schrecknissen umgeben hatte; derselbe Palast, wo das Unthier sich einschloß, wie in eine Höhle, um jetzt das Blut seiner nächsten Verwandten zu trinken, jetzt zur Erwürgung der edelsten Bürger hervorzustürmen ... Aber die Rache durchbrach dennoch den Wall seiner Wachen und drang siegreich durch die verschlossenen Thüren ... Um wie vieles gesicherter und sorgenfreier ist jetzt dieser Palast, da er nicht durch die Wachen der Tyrannei, sondern durch die der Liebe, nicht durch die Abgeschlossenheit und die Riegel, sondern durch die darin verkehrenden Bürger geschirmt wird. Du hast uns durch Erfahrung gezeigt, daß die Tugend des Fürsten seine beste Schutzwehr ist.« Ferner Plin. Pan. 65: »Trajan überzeugt uns, daß der Fürst nicht über den Gesetzen steht, sondern die Gesetze über dem Fürsten.« Und Plin. Pan. 67: »Sonst pflegten wir einfach für das Wohl der Kaiser ... Gelübde zu thun; die Ausdrücke jedoch, in denen wir das Gelübde für unsere gegenwärtige Regierung gethan haben, verdienen wahrlich betont zu werden: wenn Du nämlich den Staat gut und zum Besten Aller regieren wirst ... Du willst also nur unter der Bedingung von den Göttern erhalten sein, wenn Du den Staat gut und zum Besten Aller regierst.«

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Murillo.

Ein Lied vom Guadalquivir.

Broschirt M. 2. Geb. mit Goldschnitt M. 3.

Venus Urania.

Humoristisches Epos.

Vierte Auflage.

In Liebhaber-Band: Mark 3.

Das

Hohelied

vom deutschen Professor.

Humoristische Blätter.

Fünfte Auflage.

Mark 1.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Sturmnacht.

Novellen.

Zwei Bände.

Broschirt Mark 6. Gebunden Mark 7.50.

Der

Leuchtthurm von Livorno.

Novellen.

Zweite, verbesserte Auflage.

Broschirt Mark 3. Geb. Mark 4.

Schach der Königin!

Humoristisches Epos.

Dritte, verbesserte Auflage.

Broschirt Mark 3. Geb. Mark 4.

Eckstein, Ernst,

Die Claudier Roman aus der römischen Kaiserzeit

Bd.: 3

(1882)